

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Savoyardenliebe. Novelle von Paul Altwater. — Luther im „Schwarzen Bären“ zu Jena. Nach dem Gemälde von Bosphart. — Intime Briefe. IX und X. — Frauen in öffentlichen Aemtern. Von E. Deßner. — Schelmlieder. Nach dem Gemälde von J. Ehrentraut. — Mosaik. — Moderne Handarbeiten (mit Abbildungen). — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Schach. — Auflösung der Räthsel-Aufgabe Nr. 3 Seite 224. — Deciffir-Aufgaben. — Auflösung der vier Bilderräthsel Seite 224. — Beschreibung des colorirten Modenbildes. — Literatur und Kunst.

### Savoyardenliebe.

Novelle von Paul Altwater.

Mehr eine Hütte als ein Haus, das Dach von Sparren, über welche Moos, Rasen, ja oft nur faules Stroh und Laub gedeckt liegt und jedem schwereren Regen Einlaß gibt; die vier Wände aus Strohlehm, der auch schon an manchen Stellen aus dem Fachwerk abbröckelt; eine wie altersschwach nach innen hängende Hausthüre, unter dieser eine ausgetretene Schwelle, welche zwei Hühnern freien Aus- und Eingang

gestattet; ein einziges Fenster, dessen Scheiben bis auf ein letztes Bruchstück von Glas nothdürftig durch Papier ersetzt sind; ein schmales Streifen Land zur Seite der Hütte, gerade groß genug, die nothdürftigsten Küchenkräuter darauf zu ziehen und dennoch einem Goldackstock den nöthigen Platz gönnt, der wol das bischen Poesie in der rauhen Prosa des Lebens der Bewohner darstellen mag — das ist das Bestthum, in dessen gleiche Hälften sich zwei arme Wittwen zu theilen, das heißt, in dem sie nothgedrungen friedlich mit einander zu wohnen haben.

Sie liegt im Savoyer-Land, diese Hütte, eine der armseligsten Hütten in einem der ärmsten Dörfer dieses armen Landes, dessen felsiger steriler Boden der Bevölkerung kaum den nothdürftigsten Waldhafer gibt, womit sie ihr Brod und eine Art Polenta herstellt, anstatt des ihr mangelnden Kukuruzes. \* Doch glücklich sind sie, diese armen Savoyarden, wenn sie diese einfache Kost nur zur Genüge haben; aber das ist kaum für die ersten Monate nach der kargen Ernte der Fall, alsdann sind schlechte Kartoffeln ihr

\* Mais oder Weiskorn.



Luther im „Schwarzen Bären“ zu Jena. Nach dem Gemälde von Bosphart.

Hierzu Colorirtes Modenbild vom 1. August.

Eins und Alles und oft genug fristen sie ihr elendes Dasein mit so Wenigem und Schlechtem, daß man überhaupt nicht begreift, wie sie dabei zu bestehen vermögen.

Und doch bestehen sie, wenn man „leben“ bestehen heißen will. Aber dieses kargste aller Leben hält sie nicht ab, an ihrer Scholle mit einer Innigkeit und Zähigkeit zu hängen, die wahrhaft rührend ist, wenn man erwägt, mit welchen Entbehrungen diese Heimathliebe zu kämpfen hat.

Allen diesen Entbehrungen einstens zu entgehen und auf der heimathlichen Scholle wenigstens ohne Hunger und Noth leben zu können und das höchste Ideal des Savoyarden zu erreichen, eine eigene Kuh, etliche Ziegen, ein Dutzend Hühner und, kommt's hoch, einen Maulesel zu besitzen, dazu einige Acker Land für den nöthigsten Hafer und Kartoffeln genug, um alle Jahre ein Schwein zu mästen — dieses höchste Ziel seiner schönsten Träume zu gewinnen, dazu hat der Savoyarde nur ein einziges Mittel, wenngleich es ihm das schwerste, traurigste dünkt, „in die Fremde zu gehen.“

Und das demonstirte den zwei Wittwen in jener verfallenen Hütte auch der große, breitschulterige Mann, der vor ihnen auf dem einzigen wackeligen Stuhl saß, während beide Frauen auf zwei Klößen aus Baumwurzeln auf der Erde zu seinen Füßen kauerten und die hohlen Augen, die gespenstig aus ihren bleichen Zügen herausstahen, auf ihn richteten, der mit seiner goldenen Uhrkette, trotz seines schmutzigen Hemdes und der noch schmutzigeren Hände, einen sehr imponirenden Eindruck auf sie machte, zumal wenn er, wie er öfter that, mit der Hand in die Hosentasche fuhr und dort mit dem harten Silbergeld klapperte; sie hielten ihn für sehr reich, das war gewiß.

„Seid doch geschickt, Ihr Frauen!“ sagte er eben wieder und lugte dabei verstohlen hinüber in die andere Ecke der Hütte, wo auf einem Lager von Laub und Stroh zwei Kinder saßen, ein Knabe von etwa zehn, ein Mädchen von sieben Jahren, zwischen sich zwei Marmotte, \* mit welchen sie spielten; „seid doch geschickt, einmal muß es ja doch sein und je früher desto besser; oder wollt Ihr erst ganz elend werden vor Hunger?“

Die beiden Frauen blickten sich an und seufzten, und wenn sie auch der Armen Aermste waren, die Mutterliebe malte bei diesem Blick ein Bild des Kummers auf ihre welken Züge, ihr Mund verzog sich so schmerzlich, daß es keiner Thränen bedurfte, um erkennen zu lassen, was sie bei dem Gedanken litten, ihr Eins und Alles hergeben, ihre Kinder ziehen lassen zu sollen hinaus in die kalte Fremde. Ja, darum handelte es sich in diesem Zwiegespräch; wie alle Jahre, so war er auch dieses Jahr dahergekommen, in diese Welt voll Noth und Kimperte mit seinen harten, glänzenden Fünflirestücken den Armen ihre Kinder ab, dieser Menschenhändler, und gab sich dabei noch die Miene, als ob er den Leuten eine Wohlthat erweise. Und in gewissem Sinne hatte er recht, denn wenn er nicht kam, um die armen Savoyardenkinder truppweise in die reichen Niederungen, in die Städte mit ihren Palästen zu führen, nachdem er sie den darbedenden Eltern förmlich abgekauft hatte, so wäre den Armen auch dieser einzige Weg zum bescheidenen Emporkommen abgeschnitten gewesen.

„Was wollt Ihr denn auch, Ihr Frauen?“ fuhr der Händler fort. „Was eine Hacke werden will, krümmt sich bei Zeiten und jung gewohnt, alt gethan. In fünfzehn Jahren ist ihre Zeit herum, rüstig und die Taschen mit Fünflirestücken gefüllt kehren sie heim und da könnt Ihr alle Beide noch zwanzig Jahre lang ein lustig Leben führen, bei dem Sonntags das Huhn im Topf nicht fehlt und der Schinken im Kaufsang hängt. Geld! das wäre ein Leben, und wollt Ihr denn wegen der paar Jahre der Trennung Eure Kinder zeitlebens am Hungertuch nagen lassen, he? Da seht her!“ und bei diesen Worten warf der Händler einen Haufen blanker Fünflirestücke auf den Tisch, sie sorgsam in zwei Hälften von je fünfzehn Stück theilend, „das ist Geld, eine Masse Geld, was ich Euch gebe! dazu hab' ich noch die Kosten der Reise und essen wollen solche Kinder auch, wenn sie im Wachsen sind — was bleibt mir denn schließlich dabei übrig? So gut wie nichts, denn nach fünfzehn Jahren laufen sie mir ja doch Alle wieder fort; keine zehn Pferde, kein Geld hält sie mehr, immer wollen sie in ihre alte Heimath hierher zurück. Uebrigens wenn Ihr nicht wollt, Ihr Frauen,“ setzte er mit angenommener Gleichgiltigkeit hinzu und that so, als wolle er das Geld wieder einstreichen, „mir gilt's gleich; eigentlich sind mir die zwei Kinder noch ein bißchen gar zu jung, nur, weil Ihr ein paar arme Wittwen seid, glaubte ich Euch einen Gefallen zu thun — aber wie Ihr wollt, mir kann's recht sein.“

Ob sie wollten, die Armen! sie konnten ja gar nicht anders, denn sie waren am Verhungern. Mit begehrlichen Blicken sahen sie auf die Haufen Silberstücke, ein immenses Kapital für sie und wenn auch stöhnend und seufzend, endlich malten sie ihre drei Kreuze unter den ihnen vom Händler vorgelegten Contract und die ahnungslos dort mit ihren Marmelthierchen spielenden Kinder waren ihm verkauft, verkauft für fünfzehn lange Jahre mit Leib und Leben, als sein

\* Marmelthiere.

Eigenthum, als eine Waare, mit der er machen konnte, was er wollte, als seine Sklaven, denn er war nunmehr ihr Herr und Gebieter, sie hatten ihm zu gehorchen, zu jeder Stunde, zu jedem Dienst, und keine Macht der Welt konnte ihn zwingen, die gefauften Kinder vor Ablauf der bedungenen fünfzehn Jahre freizugeben. Für diese Zeit hatte er sie für sich erworben und jedes Jahr mit einem ganzen Fünflirestück bezahlt, und das ist viel Geld für einen Savoyarden.

„Jetzt seid geschickt, Ihr Frauen!“ mit diesem seinem Lieblingswort erhob sich der Händler; „in acht Tagen habe ich sie alle beisammen, da bringt Ihr die Kinder an den Kreuzweg hinterm Dorf, und dann schnell fort, verstanden! langes Abschiednehmen taugt nichts, weder für Euch noch für die Kinder.“

„Dürfen sie denn ihre Marmotte mitnehmen, Herr?“ frug die eine der Wittwen schüchtern; „sie hängen gar so sehr an den Thierchen.“ Und bei dieser Erinnerung rollte die erste Thräne ihre eingefallenen Wangen herunter, aber eine Thräne, die eine Welt voll Jammer und Mutterliebe in sich barg.

„Soll eigentlich nicht sein, Frau,“ erwiderte der Händler auf die mit ihren Marmelthierchen spielenden Kinder blickend, „indessen Euch zulieb soll's drum sein, damit Ihr seht, daß ich ein Herz für die Kinder habe und Ihr Euch deshalb nicht zu grämen braucht.“

„Grazie signor, mille grazie!“ \* antworteten die zwei Frauen und begleiteten den Händler zur Thüre hinaus.

\* \* \*

Nach acht Tagen standen die Wittwen pünktlich an dem ihnen vom Händler bezeichneten Kreuzweg, jede ihr Kind an der Hand. Was sie inzwischen gelitten, wie sie es blutenden Herzens den Kindern beigebracht, daß sie nun fort sollten, wie sie sich abgemüht, den Kleinen noch einige recht leckere Bissen zu verschaffen, ihren Anzug in Ordnung zu bringen, und wie sie dann Nachts wachend an dem ärmlichen Lager gekauert, jedem Athemzug der Kinder gelauscht hatten, um sich noch so recht satt an ihnen zu sehen, sich ihr süßes Gesicht in's gemarterte Herz zu prägen, wie sie da geschluchzt und die Kinder geküßt haben in namenlosem Weh, daß sie am liebsten laut aufgeschrien hätten, das weiß außer ihnen nur Gott.

Und nun waren sie fort, ihre Kinder, und wol an dreißig andere; der Händler voran, ein Gehilfe hinterdrein, und die armen Mütter wandten nach Hause. Sie konnten am Ende zufrieden sein, die Kinder hatten keine Thräne vergossen; die Furcht vor dem Händler hielt sie vielleicht zurück, aber mit ihren großen, braunen Augen hatten sie doch die Mütter in ihrer Unschuld still gefragt: „warum schickt Ihr uns fort, waren wir denn schlechte Kinder?“ Und solch' ein Blick kann eine arme gequälte Mutter wol wanken machen auf ihrem Heimweg, der gerade entgegengesetzt demjenigen ist, auf dem jetzt ihr Kind schreitet, ach ihr süßes, liebes, unschuldig, armes Kind.

Der Händler war mit seinem trippelnden Gefolge auf die letzte Höhe gelangt, von welcher die Kinder rückwärts ihre Heimathsdörfer sehen konnten.

„Seht, Kinder,“ rief er mit dröhnender Stimme, „da unten in Euren Dörfern ist nichts wie Hunger und Kummer, hier aber auf der anderen Seite, da fängt die Welt erst recht an, da könnt Ihr Geld verdienen, ich sage Euch, Haufen von Geld. Darum seht Euch noch einmal um nach Hause, und nachher will ich kein traurig' Gesicht mehr sehen, corpo di Dio! nachher geht's in die Welt, wo das Geld ist, da heißt's fidel sein, damit Euch die Menschen gern haben und Euch etwas schenken. Das hebe ich Euch dann auf und in einigen Jahren seid Ihr reiche Leute. Das ist Euch doch recht?“

Alle Kinder antworteten mit einem leisen „Ja,“ aber keines von ihnen schickte einen Blick der neuen Welt zu; ihre braunen Savoyarden-Augen waren nur zurück auf die Heimath gerichtet und die unendlich traurigen, sehnsüchtigen Blicke, welche sie dorthin richteten, sagten zur Genüge, daß wenn ihnen jetzt noch der Händler die Wahl lassen würde zwischen dieser Heimath der Noth und der neuen Welt voll Glanz und Geld, sie alle, ohne Ausnahme, heimlaufen würden, vor Seligkeit laut jubelnd. Aber er ließ ihnen eben keine Wahl, sondern führte sie weiter und weiter gen Süden, in dieser Stadt fünf der Kinder, in jener mehr oder weniger unter der Obhut sicherer Leute lassend, bis er mit dem Rest, noch etwa zehn, in Venedig anlangte, darunter die Kinder der beiden Wittwen. Er hatte das Mädchen nicht gern so weit mitgenommen, denn eigentlich fehlte es ihm hier, in der Lagunenstadt, an Verwendung für sie, wo er nur Knaben gut auszunutzen wußte; aber er, sonst sentimentalen Regungen durchaus unzugänglich, hatte sich dieses Mal von der merkwürdigen Anhänglichkeit der zwei Kinder der Wittwen zu einander, die er an ihrer Unzertrennlichkeit bei Tag und Nacht, an ihrer Absonderung von allen Anderen erkannt hatte, bewogen gefühlt, eine Ausnahme zu machen und sie beisammen gelassen. Er war bei

\* „Dank, tausend Dank, Herr!“

aller Gleichgiltigkeit nicht härter als nothwendig, und fürchtend, sie könnten ihm getrennt alle Beide am Heimweh sterben, ließ er sie klugerweise beisammen, sich im Stillen nicht wenig auf sein gutes Gemüth einbildend, das doch nur Geschäftspraxis war.

Der Venetianer gehört nicht zu den Trägsten der Italiener, er arbeitet gern, soweit Klima und Verhältnisse ihm das Arbeiten gestatten, ja er vermag sogar Außergewöhnliches zu leisten, wenn's gilt; aber nicht jede Arbeit ist ihm recht. Er will Luft, Licht und Wasser dazu haben und darum meidet er unter anderen das Gewerbe der Kaminseger auf das Hartnäckigste. In die dunkeln, von der Sonne und Luft abgeschlossenen Schloten zu steigen, wo er nur sein geliebtes Wasser auf Minuten sieht, nämlich, wenn er oben zum Schornstein herausguckt, das geht ihm gegen die Natur, gegen jede innere Neigung, gegen sein venetianisches Blut, das nur rollen kann in einer von den Lagunen geschwängerten Luft. Aus diesem Grunde besteht mit ganz wenigen Ausnahmen das stattliche Heer der Kaminseger in Venedig aus Fremden, namentlich aus Savoyarden, welche, jung hier eingeführt, sich frühzeitig an dieses Geschäft gewöhnen und zum Erstaunen der Venetianer gern gewöhnen. Und das hat seinen guten Grund. An ihre weiten steinigen Ebenen und Felsen gewöhnt, fühlen sich die armen Savoyarden unendlich gedrückt von Venedigs hohen Häusern und engen Straßen und da dünkt es ihnen eine wahre Erquickung, sie und da hoch oben auf dem Schornstein über die Lagunen nach dem festen Lande lugen zu können, nach der Richtung, in welcher ihre geliebte Heimath liegt, und wer Venedig kennt, wer nur ein einziges Mal das „O spazzacammino“ durch die Luft zittern und von einem anderen Schornstein in irgend einer anderen Tonart widerhallen gehört hat, der kann sich nie mehr des melancholischen Eindruckes erwehren, den dieser einfache, aber in einem seltsam wehmüthigen Tonfall ausgestoßene Ruf der Kaminseger, so oft sie die Höhe des Schornsteins erreichen, auf ihn macht.

Für diesen Beruf hatte der Händler auch den kleinen zehnjährigen Giacomo, \* den Sohn jener armen Wittwe, bestimmt, und eines Tages sahen die Venetianer lächelnd diesen kleinsten aller Kaminseger durch ihre Straßen gehen, nicht ohne ihm mitleidig nachzublicken und auszurufen: „O vedette, il piccolo spazzacammino, il poveretto.“ \*\*

Bald kannte ganz Venedig il piccolo spazzacammino, il piccolo Giacomo, und wenn die kleinen hübschen Mädchen ihm lächelnd bald eine goldgelbe „naranja,“ \*\*\* bald ein Stück „mandolato“ † zusteckten, danke er ihnen mit einem Blick aus seinen großen, braunen, melancholischen Augen und zeigte ihnen auch wol seine „marmotta,“ †† ohne die er niemals ausging, sie stets unter seiner Jacke und Weste an der nackten Brust trug und mit in den Schornstein nahm. Sie blieben stehen die kleinen neugierigen, gluthäufigen Venetianerinnen, wenn sich's gerade traf, daß der kleine Giacomo einen Schornstein in einer breiteren Straße und niedrigerem Hause zu segnen hatte — denn für das Ersteigen der Schornsteine in den hohen Palästen war er noch zu klein —, so daß sie ihn zu erblicken vermochten, wenn er oben aus dem schwarzen Kamin zum Vorschein kam. Sang er alsdann mit seiner hellen melodischen Kinderstimme sein gewohntes „O spazzacammino“ hinaus in die Luft, mit der ganzen Wehmuth und Sehnsucht, die er in diese kurze, aber langgezogene Melodie hineinlegte, dann klatschten die kleinen Mädchen unten in die Hände und riefen ihm aufmunternd zu: „Bravo, bravo piccolo Giacomo, nostro migliore spazzacammino!“ †††

Doch was galten ihm alle die kleinen, noch so hübschen Venetianerinnen! konnten sie mit ihm von der Heimath sprechen, sie, die es gar nicht glauben wollten, daß es außer Venedig noch einen Ort in der Welt gäbe, wo man leben und glücklich sein könne? Hatten sie ihn nicht geradezu ausgelacht, als er eines Tages von der trostlos öden Gegend, den ärmlichen Hütten und den armen Bewohnern gesprochen hatte, welche seine Heimath war? Hatten sie ihm nicht geantwortet: „Da müßte es ungefähr so aussehen, wie in Sträflingscolonien?“ Würden sie je begreifen können, daß er dieses Sträflingsland mit allen Fasern seines Herzens liebte, daß sein einziger Wunsch war, dorthin einst zurückzukehren, dort zu sterben? Nein, nie würden sie das begreifen und darum konnte er sich auch nie mit diesen kleinen Schelminnen verständigen, die immer vor Muthwillen und Lebenslust lachten, während er und Theresa kaum wußten, was Lachen war. In seiner Heimath gibt es nicht viel zu lachen, da wird immer nur gedarbt und da lernen's auch die Kinder nicht. Aber deshalb war er doch gewissermaßen glücklich, denn wenn ihn seine kleine Theresa so recht wehmüthig anblickte, dann wußte er, sie verstand ihn, und diese gemeinsame Sehnsucht, dieses einstimmige Hoffen und Wünschen verband sie inniger als tausend Versprechen und Schwüre.

\* Jakob.

\*\* D seht den kleinen Kaminseger, der arme Kleine!

\*\*\* Orange.

† Mit Mandeln verfeinerter Zucker.

†† Marmelthierchen.

††† Bravo, bravo, kleiner Jakob, unser bester Kaminseger!

Auch für Theresia hatte der Händler einen Dienst gefunden. Sie war ein gar anstelliges hübsches Ding, und weil sie neben dem Italienischen auch die französische Sprache leidlich verstand, in Folge des häufigen Herüberwechselns der französisch sprechenden Savoyarden, zwischen Anney und Genf, zu ihrer Heimath — die savoyardische Bevölkerung spricht überhaupt in jenem Grenzdistrikt nur ein Patois, ein Gemisch von Französisch und Italienisch — nahm sie ein französisches Ehepaar, Namens Vaudrien, als eine Art Hausmädchen auf.

Die fünf ersten Jahre hatten die Kinder endlich hinter sich. Giacomo, nunmehr ein hübscher kräftiger Bursche von sechzehn Jahren, in seinem erlernten Geschäft äußerst gewandt und fleißig, bekam einen der besten Dienste als Kaminsfeger, und mit welcher Freudigkeit er diesen versah, vermag nur derjenige voll zu ermessen, welcher weiß, was dem armen Savoyarden der erste eigene Verdienst an Geld werth ist. In den ersten fünf Jahren nämlich nimmt der Händler der Knaben ganzen Verdienst für sich in Anspruch, in den folgenden fünf läßt er ihnen ein Drittel und in den letzten fünf Jahren zwei Drittel des erworbenen Geldes.

Giacomo konnte nun also schon für sich verdienen, die ersten Steine herbeischaffen zu dem Bau seines erträumten Glückes, bei welchem Theresia stets eine große Rolle spielte.

Auch letztere war nun in gleicher Lage und gewissenhaft lieferte sie ihr Lohn Drittel dem Giacomo ab, als ob es sich ganz von selbst verstände, daß sie, wie sie bisher ein Herz und eine Seele waren, nunmehr auch eine einzige Sparkasse hatten. Und wie voller Glück leuchteten ihre Augen auf, wenn sie, die ehemals ein elendes Kupfersoustrück als den höchsten Lohn für eine Dienstleistung zu erhalten gewohnt waren, wieder einmal ein blankes Fünflirestück beisammen hatten, um es anderen Tages zu den übrigen auf die Sparkasse zu tragen. Sie singen an, der Heimkehr und des Glückes zu gedenken, zu dem die Ersparnisse ihnen den Weg bahnten.

Doch ihre Wünsche und Hoffnungen eilten deren Erfüllung allzuweit voraus, wie es ja bei allen Menschen zu sein pflegt, bei deren Plänen und Hoffnungen das Herz eine zu gewichtige Rolle spielt. Wenigstens dünkte es dem guten Giacomo als eine Durchkreuzung aller seiner Wünsche, als er eines Abends von Theresia vernahm, von morgen an müsse sie im Hause ihrer Herrschaft schlafen und könne Abends nicht mehr in die Herberge des Händlers kommen, unter dessen Obhut sich Giacomo noch befand. Und da Theresia hierbei herzzerbrechend weinte, mußte es doch auch wol ihr so dünken, als ob damit ihr ganzes erträumtes Glück ein Ende habe. Sie waren so sehr an ihr tägliches Beisammensein gewöhnt, daß diese Anordnung ihnen wie eine Trennung auf Lebenszeit erschien, und erst nach vielem Schluchzen und Klagen fiel es dem guten Giacomo ein, daß doch im Grunde ein so furchtbarer Unterschied nicht darin bestehe, wenn er von nun an Abends zu ihr ginge, anstatt daß sie zu ihm käme. Und das sagte er ihr.

Theresia hörte ihn auch ruhig an, plötzlich aber mußte ihr ein seltsames Bedenken aufgestoßen sein, denn sie wurde flammend roth im Gesicht und spielte in offener Verlegenheit mit ihrer Marmotta.

Diese Röthe, sie war das Morgenroth ihres jungfräulichen Erwachens, das schämige Empfinden, Giacomo sei ja doch nicht ihr Bruder. Sie, die bis zur Stunde sich noch keine Rechenschaft gegeben hatte, ob dies oder jenes schicklich sei, was sie thue, empfand mit einem Male eine seltsame Angst, sie könne etwas thun, was sich für ein junges Mädchen nicht ziemte, und wenn sie auch schließlich Giacomo zustimmende Antwort gab, so lag doch eine eigenthümliche Scheu in ihrem ganzen Wesen während des ganzen Abends, und als sie endlich nach längerem Stillschweigen ihre Marmotta aufnahm und in ihre Kammer ging, reichte sie Giacomo wol die Hand wie sonst auch, aber diese zitterte und ihre Augen blieben niedergeschlagen bis zuletzt.

Der arme Giacomo zerbrach sich längere Zeit vergebens den Kopf nach der Ursache dieser Wandlung Theresia's, aber schließlich beruhigte er sich mit der Ueberzeugung, daß dies daher komme, weil sie nun gewissermaßen ganz allein stände in der Fremde, und er nahm sich vor, um sie zu trösten, jeden Abend recht früh zu ihr zu gehen und recht lange bei ihr zu bleiben, also gerade das zu thun, was sie als schicklich bezweifelte. Und als Giacomo am nächsten Abend erschien, mußte er erst sehr lange warten und als Theresia endlich sich zeigte, flüsterte sie ihm nur schnell zu: „Guten Abend, Giacomo, ich muß gleich wieder hinauf!“ Damit streichelte sie Giacomo's Marmotta, die klug und neugierig aus dessen Jacke hervorlugte, und fort war sie.

Das wollte dem treuen Giacomo absolut nicht einleuchten, indessen eine Erklärung fand er nicht dafür. Theresia danach zu fragen, vertraute er sich nicht, und so blieb es Monate lang bei dieser kurzen Begrüßung, zu welcher nur noch am Ende eines jeden Monats die schnelle Handbewegung kam, mit welcher sie ihm ihre Ersparnisse zusteckte. Ach wie waren sie geschwunden, die traulichen Abendstunden mit ihren Gesprächen über Heimath und einstige Rückkehr? Er wußte selbst eigentlich nicht warum, aber seine Ersparnisse bereiteten

ihm bei Weitem nicht mehr die Freude als vordem, wo er sie Theresia vorrechnen und mit ihr planen konnte, was er einst dafür anschaufen würde.

Endlich sollte Theresia sich Giacomo wieder mehr nähern, und gewiß wäre er sehr glücklich darüber gewesen, hätte diese Wiederannäherung nicht eine so traurige Veranlassung gehabt. Weinend kam sie eines Abends herab und erzählte ihm händeringend, ihre kleine liebe Marmotta sei todt. Sie war ganz trostlos und vermochte ihr Schluchzen kaum soweit zu beherrschen, um ihm zu erzählen, wie das zugegangen sei.

Vor etwa acht Tagen war der etwa vierundzwanzigjährige Sohn ihrer Herrschaft von Paris nach Venedig zurückgekehrt und hatte noch einen Freund mitgebracht, der wol um zehn Jahre älter und auch um ebensoviel verlebter war. Beide glaubten, nach Venedig die Pariser Sitten verpflanzen zu können und spielten sich hier als ein Paar Roués auf, gewohnt, alle jungen Frauen im Handumdrehen in sich verliebt zu machen.

Das junge Savoyardenmädchen war viel zu keusch und sitzsam, als daß sie die frivolsten Reden der beiden Wüstlinge auch nur entfernt verstanden hätte, aber ein Blick in deren listerne, matte und doch so stechende Augen sagte ihr instinktmäßig, daß sie keine guten Menschen vor sich habe, und dies veranlaßte sie, ihnen auszuweichen, soweit es nur irgend anging.

Dieses Ausweichen indessen reizte die beiden stets auf Liebesabenteuer ausgehenden Männer nur noch mehr, und je vorsichtiger Theresia sie mied, desto begehrlischer erschien ihnen das Mädchen. Und in dieser Begehrlichkeit wurde ihnen das harmlose Marmelthierchen Theresia's ein ganz besonderer Gegenstand des Hasses, besonders Federico's, des Sohnes des Hauses, denn als dieser eines Tages Theresia etwas lecker als zuvor nahte, mußte er wol eine Handbewegung gemacht haben, welche bedrohlich für sie erschien, denn die Marmotta, welche Theresia wie häufig bei der häuslichen Arbeit unterhalb der Brust im über's Kreuz gebundenen kleinen farbigen Umschlagtrug, von dieser Bewegung erschreckt, biß, halb aus Furcht, halb zur Wehre, dem jungen Manne mit ihren spitzen Zähnen so empfindlich in die Finger, daß er aufschrie und unter wilden Drohungen fortstürzte.

Gestern nun hatte sie viel häusliche Arbeit gehabt, so daß sie ihrer Marmotta kaum gewahr geworden, aber schon beim Schlafengehen hatte sie das Thierchen vermisst, und als sie heute Morgen aus ihrer Kammer heraustrat, lag es schon ganz kalt und steif vor ihrer Thür, im Genick einige Bißwunden, welche nur von einem Hunde herrühren konnten, und Niemand im Hause hielt einen Hund als ihr junger Herr, so daß sie wol nicht mit Unrecht schloß, dieser habe, um sich für den Biß zu rächen, das Marmelthier durch den Hund zu Tode gehakt. Bestärkt wurde sie in dieser Annahme durch das Benehmen des jungen Herrn und seines älteren Freundes, welche Beide heute jedesmal boshaft lachten, wenn sie an ihnen vorbei mußte.

Für des guten Giacomo etwas schwerfällige Denkfähigkeit war das Motiv dieser Vorgänge kaum erkennbar. Theresia's Marmotta war todt, soviel stand fest, nicht minder auch, daß er ihr zum Trost die seinige abzutreten die Verpflichtung hätte — aber was half dies? Würden jene herzlosen Menschen nicht auch seine Marmotta zu Tode heken? Was aber konnte er selbst seiner Jugendgefährtin nützen? Was wollten denn eigentlich jene zwei Menschen von Theresia und warum konnte letztere sie nicht leiden?

So fragte sich der gute Giacomo und fand schließlich keinen anderen Trost für Theresia, als sie auf den Ablauf ihrer Dienstzeit, freilich erst nach acht Jahren, hinzuweisen und ihr zu demonstrieren, daß alsdann ja alles Glend ein Ende habe, ihr Glück beginne und sie eine andere Marmotta bekäme.

Und wirklich ließ sich Theresia von diesem so einfachen, ungekünstelten Trost des guten Burschen beruhigen; der Gedanke an die Heimath gab ihr neuen Muth und sie richtete sogar einen verstohlenen Blick auf Giacomo's Gesicht, wie er von dem dereinstigen Glück sprach, als müsse sie darin noch mehr und hoffnungsreicheres finden.

Indessen sie fand wol nicht, was sie erwartete und so schied sie denn für heute. Den Vortheil hatte diese kleine Tragödie jedoch für Giacomo gehabt, daß Theresia, nun sie einmal längere Zeit bei ihm verweilt, die frühere Scheu überwand und nun fortan jeden Abend, oft eine halbe Stunde, sich mit ihm an der Hausthüre über ihre Pläne und Hoffnungen ganz in der alten, kindlich zuthunlichen Weise unterhielt.

Als sie so wieder eines Abends beisammen waren, öffnete sich hinter ihnen die Hausthüre, der Sohn des Hauses trat Arm in Arm mit seinem Freunde Maréchal in offenbar sehr heiterer Laune heraus, und als sie nun Theresia neben Giacomo in vertraulichem Gespräch gewahrten, brachen sie in ein boshaftes und frivoles Gelächter aus.

„A vedette la Theresina, brava, brava, piccola innocenza!“ riefen sie höhrend; der Eine suchte Theresia's Hand zu ergreifen, während der Sohn des Hauses, ein blonder, blasirter junger Mensch, sie umfassen wollte. Aber

gewandt schlüpfte sie ihnen mit dem Schreckensruf „Gesù Maria!“ unter den Händen weg in's Thor hinein, wo sie deren Blicken entwand.

Giacomo stand bleich und starr. Von Kind auf gewöhnt, in tiefster Abhängigkeit von allen Menschen zu leben, welche etwas besaßen und ihm und seiner Mutter einen Verdienst geben könnten, ja selbst noch in Venedig und bis zu dieser Stunde unter der Herrschaft eines Mannes stehend, der ihn sozusagen mit Leib und Leben gekauft hatte, war es ihm noch nie in den Sinn gekommen, sich zu fragen, ob er denn überhaupt einen eigenen selbständigen Willen haben dürfte. Er war so sehr an blindes Gehorchen gewöhnt, daß er dies als eine ihm obliegende Pflichterfüllung ansah, und selbst, wenn ihm ein Befehl, eine Zumuthung nicht recht dünken wollte, sagte er sich doch immer: „es ist der Herr und Du darfst Dich nicht gegen ihn auflehnen, so wenig wie gegen Deine Mutter, denn diese hat Dich ihm übergeben.“

Und dennoch wollte es ihm zur Stunde bedünken, als ob jene zwei Herren Theresia wie ihm selbst mehr Unbill zugefügt hätten, als sie sich gefallen zu lassen brauchten, und als jene ihm frech ins Gesicht lachten, indem sie an ihm vorbeisritten, hatte er zum ersten Male in seinem Leben das Gefühl, als kochte sein Blut, als müsse er den Beiden nacheilen und sie in den Kanal werfen. Mochte er sich dieser zornigen Aufwallung auch schon im nächsten Augenblick schämen, immer kehrte in ihm der Gedanke wieder, es hätten diese zwei Menschen Theresia etwas angethan, wozu sie selbst als „Herren“ kein Recht besaßen.

Theresia kehrte heute nicht mehr zurück; er wußte ja, wie leicht sie verschüchtert war und darum ging auch er kopfhängend seines Weges. Aber er hatte eine schlechte Nacht; er vermochte nicht, mit sich ins Reine zu kommen, ob er dem Groll, der in ihm gegen jene beide Männer kochte, Ausdruck geben dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

## Intime Briefe.

### IX.

#### Else an Constanze.

Dies mein erster Brief, meine liebe Freundin, seit wir uns nicht sahen. Welch' eine Welt liegt dazwischen! Schon seit zwei Monaten bin ich die Frau eines ernsthaften Mannes — und noch gar nicht „gehebt“ geworden! Ich wollte Dir so gern gefühlvoll, geistreich schreiben, aber ich bin weder das Eine noch das Andere: ich bin nur — glücklich!

Waren das wundervolle Fahrten, köstliche Eindrücke, seltsame Stunden! Du erinnerst Dich, ich wollte durchaus auf unserer Hochzeitsreise Paris,izza, Rom sehen. Interessantes, Neues! Aber Fritz meinte, dazu sei Zeit, wenn wir uns nicht mehr neu und interessant genug wären, um über uns selbst alles Andere zu vergessen. Und er hatte Recht! Ich begreife nicht, wie andere Hochzeitspaare Aufmerksamkeit und Laune genug besaßen, um in Italien oder sonst in berühmten Landen die Sehenswürdigkeiten in Hast und Eile zu betrachten und von einem Hotel ins andere zu jagen, um statt stillen Liebesglücks Unruhe und Uebermüdung einzutauschen, und was die Sehenswürdigkeiten betrifft, so möcht' ich wetten, es wird Alles nur mit halbem Auge betrachtet, oder die Leute mühten sich nicht lieb haben. — O, Du liebes Fleckchen Thüringen, das mich und meinen Fritz in diesen Wochen beherbergte, es war zu herrlich, um es beschreiben zu können! nur die Stationen will ich Dir bezeichnen. Ueber das inmitten fruchtbarer Felder liegende Raumburg nach Wutha; im offenen lustigen Waggon ging's mitten durch grüne, waldige Thäler mit prachtvollen Baumgruppen und zwar auf der allgemeinen Verkehrsstraße, weshalb vorn an der Locomotive immerfort geläutet wurde — kling, kling, kling! Von Wutha über Thal nach Ruhla. Du weißt doch: „Schmidt zu Ruhla“ . . . „Landgraf werde hart!“ . . . Auf dem kleinen schiefen Platz in Ruhla wurden gerade Töpfe verkauft; es war ein lustiges Dorfbild, wie man es auf Kunstausstellungen so oft abgebildet sieht und der Phantasie des Malers zuschreibt, was die Wirklichkeit selbst so malerisch und originell hinzustellen weiß, wenn man nur zu sehen versteht. Ich lerne es jetzt durch Fritz. Wo ich früher kaum etwas beachtete, gehen mir jetzt hundert neue kleine Welten auf! — Von Ruhla in einem bequemen Wagen und bei erquickender, durch tüchtige Nachregen erfrischter Luft immer bergan, „Wilhelmsthal“, „Hohe Sonne“, „Anna-Thal“ passirend, an Eisenach vorüber nach der Wartburg. Denke Dir, nach der berühmten alten Wartburg! In dem seitwärts liegenden Thurme, an den sich die Restauration schließt, bekamen wir ein trauliches, altersgraues Gemach mit in lauter kleine Scheiben getheiltem Fenster. Hier und da ein Spinnweb, ein Stück zerbrochener Mauer, eine wankende Diele — das gehörte dazu. Ach, nicht das modernste Frühlingsgemach mit allem nur denkbaren zeitgemäßen Hotelcomfort hätte ich für diesen lauschigen, versteckten Winkel eintauschen mögen! — Allmorgendlich nahmen wir unser Frühstück auf der hübschen Terrasse ein, ringsum, unter unseren Blicken ein Meer von wogenden grünen Laubwäldern, über uns der lachende blaue Himmel und ein Gezwitscher der Vögel — ein Singen und Klingen in der Luft, und ein Singen und Klingen in unseren Herzen.

Natürlich machten wir auch Spaziergänge in den romantischen, dunkel bewaldeten Bergen. Unbekümmert um Zeit und Ort, kletterten und streiften wir umher, wie ein paar Kinder. Wir sahen die Glashöhle, Waidmannszuße u., selbstverständlich auch die Wartburg selbst, mit dem Ritteraal, Luthertzimmer u. s. w. Glücklicherweise war nur wenig Fremdenbesuch da; eine Thyrologergesellschaft, frische kräftige Gestalten, tummelte sich einige Tage dort umher und ergötzte uns eines Abends, als der Mond in wunderbarem Glanz hinter der Burg empor-

stieg und Alles mit seinem magischen Licht überfluthete, mit ihrem Citherspiel und ihren heimathlichen Jodeln, die über die dichten Baumwipfel hinweg in die milde Sommernacht hinaushallten.

Und nun sind wir wieder daheim! Es ist so eigen — ich gehe in den lieben Räumen umher und kann mit dem Ordnen, Verschönern und Verbessern kein Ende finden und gewöhne mich dabei allmählig an den Gedanken: hier bist Du Herrin! — Dennoch erscheint es mir wie ein Traum!

Nur mit meinen Leuten, oder vielmehr mit der Behandlung derselben, weiß ich mir noch nicht zu helfen! Ich soll ihnen befehlen und bin doch so viel jünger und habe so viel weniger wirtschaftliche Erfahrung, als jene. Das wissen sie auch sehr gut, und wenn ich z. B. mit Auguste, unserer Kochgenie, über den Mittagstisch conferire und sie stellt sich so weit-spürig hin und lächelt mich an, dann ist's mir oft, als machte sie sich über mich lustig. Natürlich nehme ich mich sehr zusammen, sehe den Leuten fortwährend auf die Finger, controliere an allen Ecken und Enden und bin sehr streng. Aber wenn z. B. Auguste im schönsten Berliner Dialekt gelegentlich meint: „ach Zotte doch, Frau Professorin, dhun Se man nich so — det weß id ganz alleene — det wußte id schon, ehe Sie geboren waren —“ dann bin ich völlig perplex und kann ihr doch nicht böse sein, weil ihre Rede gar so drollig und gutmüthig klingt. Aber gefallen lassen kann ich mir doch dergleichen nicht! Wo soll der Respect vor mir herkommen? Ach, wir jungen Hausfrauen sind doch recht übel daran!

Aber da halt' ich mich bei Auguste auf und habe Dir über meinen Professor noch nichts berichtet. Es ist ein herzlicher Mann — aber Eigenheiten hat er. Das kommt Alles nach und nach ans Tageslicht. Glaubst Du, er dulde es, daß täglich in seinem Arbeitszimmer Ordnung gemacht werde? Er behauptet, diese Ordnung sei für ihn die entsetzlichste Unordnung; seine Papiere, Schriften und Hefte müßten gerade so und nicht anders liegen, als wie er sie legt u. s. w. Und an der Thüre hat er mindestens sechs Stöcke stehen, die ich, wenn ich plötzlich mit meiner Schleppe hereinrauche, gewöhnlich zu Boden reiße. „Aber Männchen!“ habe ich ihm schon in allen mir zu Gebote stehenden Tönen gesagt, „Du brauchst doch nur einen von den Stöcken, wozu läßt Du denn ein ganzes Regiment davon aufmarschiren?“ Da erwidert er einmal ganz ernsthaft: „Dieser Stock ist von meinem Vater, jener von einem Jugendfreunde, der andere von meinem ältesten Lehrer, jene Stöcke da gehörten meinen Brüdern — Alle sind brave Männer geworden; indem ich mir einen Stock herausnehme, muß ich an sie denken und das gibt mir gute Stimmung mit auf den Weg.“ Du siehst, mit der Pantoffelherrschaft hat es keine Eile!

Constanze, Du könntest mir ein paar kleine Winke geben! Ich glaube, weil ich doch schon viel in Gesellschaften verkehrte, in Allem gut Bescheid zu wissen, aber als Frau, als Hausherrin ist das doch ein anderes Ding, da gibt es so viel neue Nuancen im Benehmen. Mir ist's jetzt häufig, als thäte ich hier zu viel, dort zu wenig — nun, Du kennst mich, Du weißt, wo Deine kleine Elfe sterblich ist.



Adieu, Liebste! Mein Gatte empfiehlt sich Dir mit Nachdruck. Er ist kein Mann der Complimente, gottlob! aber Dir wünscht er das Beste. Weißt Du, was er für das Beste hält? Rathe einmal! —

Mit Kuß und Gruß Deine Elfe.

Er hat wirklich Etwas in petto für Dich... Ach, wenn ich mir nur die Nachschriften abgewöhnen wollte! Das „Etwas“ ist eigentlich ein „Jemand“.

Adio!

X. Constanze an Elfe.

Flatorw.

Dein Brief, mein Elschen, findet mich in völlig idyllischer Lage, mitten im hohen Grase, im stillen Park, am Ufer des Sees, Vergißmeinnicht plückernd und Walderdbeeren schmausend. Hier gibt es beides noch. Bei uns erscheint Alles etwas später, als bei Euch, Ihr fortschrittlichen Großstädter: Moden und Erdbeeren, Zeitungen und Menschen — gleichviel! Dafür halten wir auch Alles länger fest. Auch daß die Post fernste Grüße auf Euren Spazierwegen Euch nachträgt, dürfte dort kaum vorkommen. Damit haben wir Etwas vor Euch voraus. Unser alter Briefbote nämlich, der schon seit vierzig Jahren die Flatorw des Morgens und Nachmittags mit Postsendungen beglückt, schlenderte jußt drüber über die Brücke. Ich rief ihn an, und richtig humpelte der gute Alte, so schnell es seine steifen Beine erlauben, herüber zu mir in's tiefe Gras hinein und brachte mir Deinen Brief.

Eure Wartburg-Tour machte mir noch nachträglich viel Freude. Gewiß, unsere liebe Heimath birgt so viel des Schönen und Poetischen in der Landschaft, daß man nicht in die fremde Ferne zu schweifen braucht, um sich an den Segnungen der Natur zu erquiden. Aber die Meisten halten den Naturgenuß für eine ganz beiläufige Spielerei, das geräuschvolle Treiben in menschenüberfüllten Modebädern dagegen für unerlässlich. Ein Glück, daß diese Thorheit, wie manche andere, wenigstens Geld unter die Leute bringt.

Etwas fragwürdiger ist meine Freude an Deinen übrigen Bemerkungen, insbesondere in Bezug auf Deinen Mann. Ja wirklich, Ihr jungen Frauen seid übel daran, daß Ihr, wie fast Alles, was da steht und geht, erst durch Schaden klug werdet.

Du schmollst, daß Dein Mann Eigenheiten habe. Aber keine Thörin, freue Dich lieber dessen! Sie geben Dir Ge-

legenheit, ihm täglich, stündlich, Deine Rücksicht, Deine liebevolle Aufmerksamkeit zu beweisen! Sie bilden das unheimbare Band, das ihn immer fester und inniger an Dich knüpft. Liebe seine kleinen Eigenheiten, seine Gewohnheiten, weil sie zu seinem Behagen, zu seiner Unbefangtheit beitragen. Und hast Du keine Eigenheiten? Wer weiß, ob ihm Dein Trällern und lebhaftes Sprechen, Dein quetsilbernes Wesen, Dein Muscivoren, Thürenwerfen, Deine Zerstreutheiten und Aehnliches mehr nicht auch un bequem ist? Hat er je ein Wort darüber verloren? Nein, denn er übt liebende Rücksicht. Läßt aber Du diese Zauberformel eines jeden Hausstandes außer Acht, dann wird auch er sich gehen lassen — und dann ist's vorbei mit der Poesie der Ehe!

Auch ich habe in meiner Ehe anfangs — Gott sei Dank! nur anfangs — genörgelt und gequält und über Mahnen und Schmolten manchen süßen Augenblick veräümt, habe meinen Mann verkannt, ihn kleinlich, bequem, unordentlich gehalten, — wie that ich ihm Unrecht! Für wen denkst Dein Mann, schafft und arbeitet er? Für Dich, für die Zukunft, und Du willst mit ihm schmollen wegen Nichtigkeiten —?

Das Arbeitszimmer Deines Mannes sollte Dir ein Heiligthum sein, in das Du nie störend eintreten dürftest. Nach Deinen Zeilen kann ich mir ein Bild machen von den Ueberfällen, die Du Deinem Eheherrn angedeihen läßt. . . Da sitzt er grübelnd an seinem Schreibtisch, das Haupt auf die Blätter gesenkt, verloren in tief sinnige Probleme, deren Erforschung sein Stolz, sein Ehrgeiz, deren Fassung in klare, logische, gemeinverständliche Worte sein innigstes Bemühen ist. Er martert sein Gehirn, die Feder fliegt über das Papier, sie streicht aus, schreibt wieder, zögert — halt! Das Wort ist gefunden! gefunden ist der knappe, kernige, deutliche Ausdruck für den schwierigen Begriff! Verkürzten Angeichts setzt er die Feder an, das Wort zu schreiben — bums, fliegt die Thüre auf, sechs Stöcke fallen über den Hauptein, ein hüsterndes Kleid rauscht herein und eine helle Stimme durchdringt den Raum mit dem Ruf: „D, wie es in der Küche wieder raucht!“

Fort ist das erlösende Wort... verloren... Wie gefiele Dir das, wenn Du er wärest? Weiter! Oder soll ich schweigen? Fast möchte ich es, denn das Gebiet der sogenannten Dienstbotenfrage ist mir das am wenigsten sympathische von allen unumgänglichen Trivialitäten im Leben einer musterhaften Hausfrau.

Ich kann Dir bei der Behandlung Deiner Leute nur den einen Rath geben, der meiner Individualität gerade zusagt, nämlich: Consequenz und Toleranz. Consequenz in einer gewissen gleichmäßigen ersten Ruhe, die gelegentlich mit einem freundlichen Wort der Ermunterung, des Beifalls nicht geizt. Hast Du einen Tadel auszusprechen, dann wähle Deine Ausdrücke, aber mach' es kurz. Nicht zu viel Worte! Du minderst selbst die Wirkung Deiner Rede, wenn Du sie wiederholst und gibst Anlaß zur Gegenrede. Solche harmlose Bemerkungen, wie diejenige Deiner Auguste, fertigt Du am besten mit einem ironischen Scherz ab. Dergleichen läßt oft besser die Ueberlegenheit der Herrin über die Dienerin hervortreten, als ein Verweis. Daß Du Deinen Leuten „immer auf die Finger“ siehst, ist thöricht. Du verstimmt sie einerseits und verwöhnst sie andererseits, weil Du ihnen die Selbstverantwortlichkeit entziehst; führe eine systematische Ordnung ein, nach der sich Alle zu richten haben, und überlasse Deinen Leuten in der Ausführung ihrer Obliegenheiten eine gewisse Selbstständigkeit. Das ist ein Sporn und ein Lohn zugleich, der bei einigermaßen verständigen und willigen Charakteren Wunder thun wird, während eine kleinliche Aufpasserei die beste Methode zur Erzielung schlechter Dienstboten ist.

Was hiervon! Du willst noch „Winke“ haben in Bezug auf Dein Benehmen als Frau in der Gesellschaft? Kind, Du! als ob sich ein solches, übrigens recht interessantes Thema so schnell abhangeln ließe! Erfahrung und Gewohnheit müssen als Lehrmeisterinnen eintreten. Eines kanntst Du allenfalls zur Richtschnur nehmen, daß nämlich der Frau eine größere Zurückhaltung im Empfang und in der Ertheilung von Höflichkeitssbezeugungen eigen ist. Ein Mädchen eilt die Treppe hinab und empfängt liebe Gäste mit lauten Begrüßungen — die Frau ist sparsamer mit ihrem Entgegenkommen, sie wartet die Ehren ab, die ihr gebühren. In der Begrüßung hat meine Elfa immer ein wenig zu viel gethan — daher meine Randbemerkung. Entschädigt wird die Frau für diese ihr auferlegte reservirtere Haltung durch die bedeutend erweiterte Freiheit in Betreff geistiger Unterhaltung. Du darfst jetzt viel mehr an Gesprächen theilnehmen, als sonst, und diese Freiheit, besonders in Gesellschaft unterrichteter Männer, würde ich mir eifrig zu Nutze machen.

Laß Dich nicht einschüchtern, wenn Du Deine Genossinnen wie eine geschlechte Heerde beisammen sitzen und über häusliche und andere Lappalien mühsam ein Gähnen unterdrücken siehst, während im Nebensalon von Euren Männern die interessantesten Tagesfragen zur Sprache kommen. Nimm Theil, und gib Acht, bald folgt Eine nach der Anderen Deinem Beispiel und Alle haben gewonnen.

Lebe wol, meine Elfa, und erwarte keine langen Briefe mehr von Deiner „Moralpredigerin.“ Du hast jetzt Deinen Mann, den Du um Rath fragen kanntest. An ihn adressire auch Deine kleinen Zweifel. Er sei Dein Vertrauter. Vor ihm stehe ich gern zurück. Und kann auch er Dir einmal nicht rathen, oder betrifft es ihn selbst, dann laß getrost die Stimme Deines Herzens sprechen. Willst Du sie hören, läßt sie Dich sicher nicht im Stich.

Mit vielen herzlichsten Grüßen an Deinen Mann und Dich, mein Liebling,

trenlichst

Constanze.

Die scherzhafte Postscriptum-Antwortung Deines Briefes verfährt auch mich zur Nachschrift. Sage Deinem Gatten, was er in petto für mich habe, solle er freundlichst auch in petto behalten. Constanze bleibt ihrem Namen getreu.

(Aus der Briefmappe von Nahida Remh.)

Frauen in öffentlichen Aemtern.

Mag man die Thätigkeit der Frau außerhalb der Familie für ein Unglück halten oder für eine notwendige Folge: unerer gesammten Culturentwicklung, welche der Selbständigkeit des Individuums nicht nur günstig ist, sondern dieselbe, zur Aufrechterhaltung im heißen Kampfe um's Dasein, sogar erheischt, — jedenfalls ist es eine Thatfache, daß die Frauenarbeit, auch außerhalb der schützenden Pfähle des Hauses, in den letzten fünfzehn Jahren so bedeutend an Umfang gewonnen hat, daß es kaum möglich ist, davon eine sachgemäße Total-Übersicht zu geben.

Um so dankenswerther sind die Bemühungen, die einzelnen Seiten des Schaffens der Frau in Monographien zu behandeln, um dann aus den möglichst getrennten Einzelbildern ein Gesamtbild herzustellen. Jüngst brachte die Quarterly Review eine solche Monographie über die Beschäftigung der Frauen im Dienste der Oeffentlichkeit, die zwar durchaus keinen Anspruch auf Erschöpfung des sehr reichhaltigen Themas machen kann, aber doch einen recht ansprechenden Ueberblick gewährt und besonders über englische Verhältnisse manches Neue bringt.

In der Schweiz werden Frauen im Post- und Telegraphendienst verwendet; sie dürfen heirathen, müssen aber, falls sie verhindert sind, im Dienste thätig zu sein, einen geeigneten Stellvertreter bezahlen. Wie die Erfahrung zeigt, ist das gemeinsame Arbeiten der weiblichen und männlichen Beamten auf beide Theile von vortheilhaftem Einflusse; die Leistungen der weiblichen Beamten sind durchaus zufriedenstellend. Frauen aus allen Ständen melden sich zu denselben.

In Oesterreich durfte schon früher die Wittve eines Postmeisters dessen Geschäft fortführen; seit 1873 finden Damen auch in anderen Zweigen der Postverwaltung Verwendung, allerdings nur in untergeordneten, wie beim Verkauf von Marken, Eintragung von Briefen; achtzig Damen sind in solcher Weise in den Postämtern Wiens beschäftigt. In den ländlichen Districten Niederösterreichs sind von den 700 vorhandenen Postämtern 150 ungefähr Damen anvertraut, die ihren Dienst selbständig und zuverlässig versehen. Die Ernennungen erfolgen durch die Directoren der Postämter, deren es in Oesterreich elf gibt, in den Hauptstädten der Provinzen; eine öffentliche Bewerbung findet nicht statt. Einflußreiche Persönlichkeiten bemühen sich häufig, solche Stellen für unbenutzte aber fähige weibliche Personen zu erhalten. Die Leistungen dieser weiblichen Postbeamten sind gleichfalls zufriedenstellend; die Eintrittsprüfung ist keine schwierige; die Befoldung beträgt einen Gulden für den Tag. Mädchen unter achtzehn Jahren werden nicht angenommen; Angestellte dürfen, so lange sie im Amte sind, nicht heirathen; ihre gesellschaftliche Stellung wird von ihrer amtlichen nicht beeinflusst. Damen werden auch im Telegraphendienst verwendet und dürfen heirathen.

Auch in Italien arbeiten Damen in den Telegraphen-Bureau; es finden sich darunter häufig Angehörige von Patrizierfamilien; sie dürfen nicht heirathen.

Die russische Regierung beschäftigt ebenfalls Frauen, aber, wie in Italien, nur in den Telegraphen-Bureau; es sind dies meist Verwandte von Staatsbeamten. Sie müssen mit vier Sprachen vertraut sein.

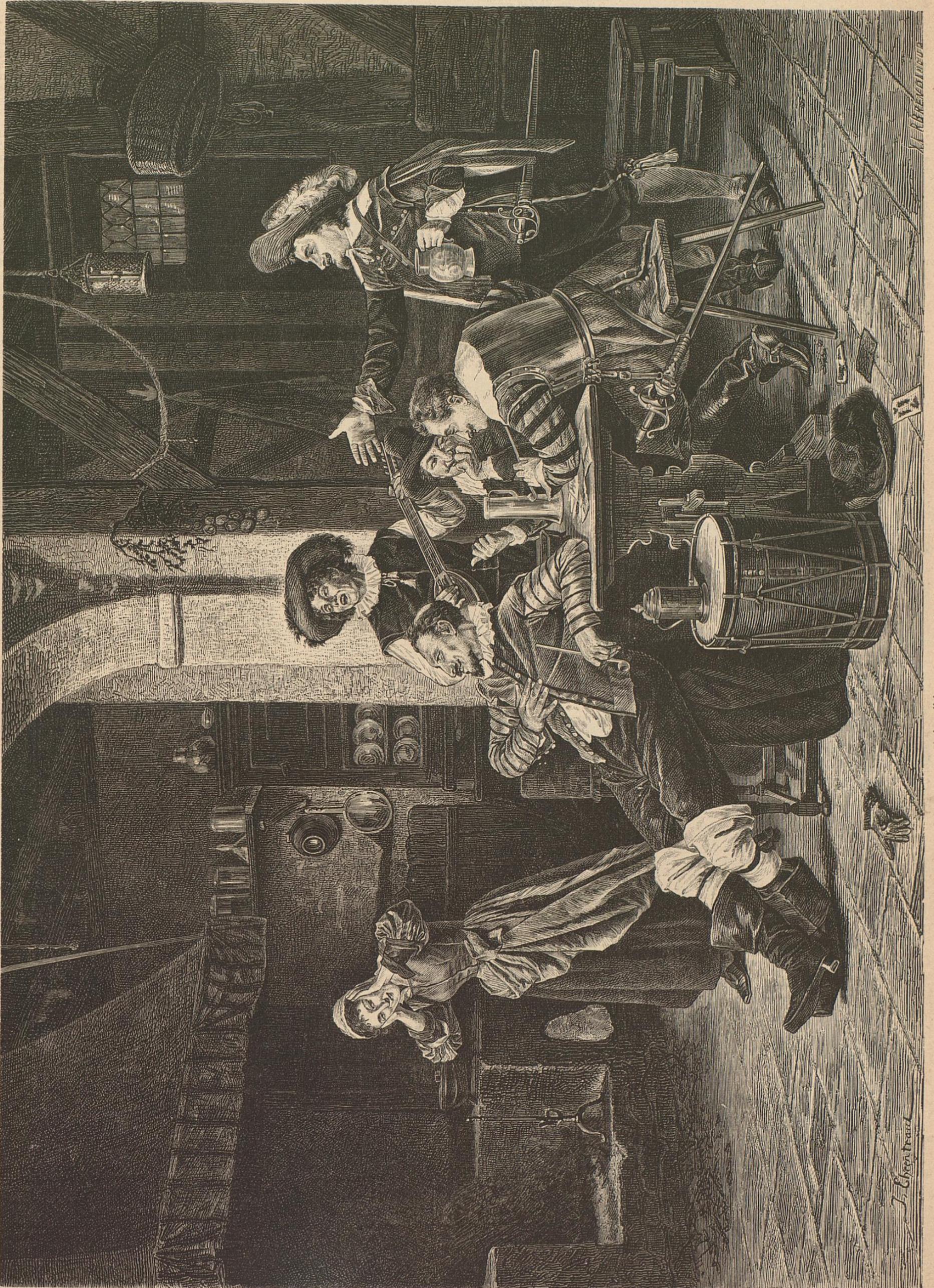
In Deutschland hat die Beschäftigung der Frauen im Staatsdienste keine so günstige Wendung genommen, wie in anderen Ländern. Die Ursache hiesfür, meint der Essayist, ließe sich vielleicht darin finden, daß die deutschen Frauen im Gange wesentlich gute Hausfrauen seien, die ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich nur der Kunst des Kochens, Nähens u. s. w. zuwenden und so die Oekonomie des Hauses in der praktischsten Weise studiren und leiten. Das ist für die deutschen Frauen einerseits ganz schmeichelhaft, andererseits wird dabei übersehen, daß viele Hunderte deutsche Frauen keine Gelegenheit haben, ihre Haushaltungsfähigkeiten zu verwerthen, dabei aber doch gebieterisch darauf angewiesen sind, sich das tägliche Brot zu verschaffen.

In den Niederlanden werden Frauen als Postgehilfen verwendet, ebenso in Belgien.

Die französische Regierung beschäftigt Frauen in verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung. In den „Tabak-Bureau“ finden besonders die Wittven und Töchter von Soldaten und Beamten Anstellung; die Bank von Frankreich beschäftigt Frauen in den Abtheilungen der Classification und Controle, auch bei der Post und in der allgemeinen Verwaltung finden sie in der Registratur und in untergeordneten Stellen Verwendung. Die von der Regierung beschäftigten Frauen dürfen heirathen, müssen aber hiervon Anzeige machen, wonach über Charakter und Lebensstellung des zukünftigen Gatten Erkundigungen eingezogen werden. Das befriedigende Resultat derselben bestimmt die Entscheidung der Behörde. Die gesellschaftliche Stellung dieser weiblichen Beamten hängt von ihrer Erziehung, ihrer Familie und von andern Umständen ab, doch ist die der höheren Beamten zumeist eine angesehene.

Die englische Regierung hat seit 1870 Frauen im Telegraphendienst angestellt. Die Ernennungen erfolgen durch den Generalpostmeister, das Alter der Candidatinnen darf nicht unter vierzehn und nicht über achtzehn Jahre sein. Die Telegraphistin erhält anfänglich acht Schillinge (8 M.) die Woche; ihr Gehalt kann steigen bis zu dreißig Schillinge die Woche; sie arbeitet täglich acht Stunden und hat keinen Nachtdienst. Die frühere Einrichtung besonderer Bureau für die Telegraphistinnen hat man aufgehoben und findet, daß das Zusammenarbeiten von männlichen und weiblichen Beamten auf beide Theile von günstigem Einflusse ist. Große Accurateffe, allgemeine Intelligenz und Schnelligkeit werden für den Telegraphendienst erfordert, der im Allgemeinen von den Frauen befriedigend geleistet wird. Gegenwärtig sind 968 Telegraphistinnen angestellt in London, Edinburgh und Dublin. Eine große Zahl von Frauen wird auch bei den Zahlstellen und bei der Zurückgabe unbestellbarer Briefe beschäftigt. Alle diese Stellen sind sehr begehrt und es vergehen oft Jahre, ehe sich den Bewerberinnen eine Vacanz eröffnet.

Im Jahre 1875 rieth Sir John Tilley zu dem Versuche, Damen bei den Postparcassen anzustellen und er ist hierdurch zum Wohltäter einer großen Anzahl gebildeter englischer Frauen geworden. Wir dürfen nicht vergessen, daß in England die socialen Schranken, besonders auch für das weib-



Scheunensieder. Nach dem Gemälde von S. Ehrentraut.

J. Ehrentraut

liche Geschlecht, noch nahezu unübersteigliche sind und der Essaysist verweilt auf diesem Punkte auch mit großer Ausführlichkeit. In der That muß man die Dinge nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten, wenigstens zunächst, bevor man allmähliche Besserung dieser Zustände herbeizuführen im Stande ist, deren Nothwendigkeit ja auch den eingeseifigten Insulanern endlich aufzubämmen beginnt. Gegenwärtig verliert die Lady noch ihre Kaste, wenn sie mit der Tochter eines Handwerkers täglich an demselben Pulte arbeitet; sie hat dann nicht mehr Zutritt in die feineren Kreise und, was besonders stark auch für die betreffenden Eltern und Vormünder ins Gewicht fällt, sie darf nicht mehr auf die Hand eines echten Gentleman rechnen.

Damen, welche sich um Stellungen bei den Postsparkassen bewerben, haben sich einer angemessenen Prüfung zu unterwerfen; bis jetzt wurden wesentlich nur die Töchter von Offizieren, höheren Civilbeamten, Juristen, Aerzten, Schriftstellern und Künstlern berücksichtigt, doch scheint diese Exklusivität ein Ende zu nehmen und man wird, wenigstens nominell, der gleichen Befähigung das gleiche Recht der Bewerbung zugestehen. Der Essaysist empfindet ein lebhaftes Bedauern hierüber, weil er findet, daß für Frauen der unteren Stände eine völlig ausreichende Zahl von Erwerbsquellen eröffnet sei, während dies für Frauen der höheren Stände nicht der Fall ist. Wichtig ist es freilich, daß die verwöhnte Tochter des feingebildeten Hauses sich schwer zu Magdendiensten wird herbeilassen können, für sie wäre eine Grausamkeit, was für die Tochter der Armuth nur ein Gewöhnliches, Selbstverständliches ist. Andererseits vermag ein den untersten Schichten entsprossenes Mädchen sich doch nur ganz ausnahmsweise die Vorbildung zu verschaffen, welche für die Bewerbung um derartige Stellungen vorgeschrieben ist. War aber eine so glücklich und energisch, sich trotz aller Hindernisse so weit in die Höhe zu bringen, so hat die Gesellschaft kein Recht, auf Grund alter Vorurtheile, ihr plötzlich ein: Bis hierher und nicht weiter! zuzurufen. Es wäre in diesem speciellen Falle nicht bloß eine Ungerechtigkeit, sondern es würde auch gegen den Geist unserer Zeit verstoßen, welcher der individuellen Entwicklung auf allen Gebieten die möglichste Freiheit zugestehet und sie nach Kräften begünstigt. Für die Gestaltung der socialen Verhältnisse in England müssen wir gerade diese Wendung als eine sehr günstige bezeichnen. Noth hat die Frauen der höheren Stände in die öffentlichen Aemter getrieben, dort kommen sie allmählich mit freibewandten, tüchtigen Mädchen der unteren Stände in tägliche Berührung; dies muß mit Nothwendigkeit im Laufe von Jahrzehnten zur Beseitigung der schroffsten Klassenunterschiede führen und wird in England der Bildung eines Mittelstandes günstig sein, wie er sich nicht durchweg in gehöriger Breite und Gesundheit vorfindet.

Die zuerst im Dienste der Postsparkassen verwendeten Frauen wurden in ihre Berufstätigkeit durch erfahrene männliche Beamte eingeweiht, die eingehend zu prüfen hatten, ob Frauen für diese verantwortliche Beschäftigung geeignet seien. Erst wenn das Verdict dieser Herren ein günstiges war, wurde dieser neue Verwaltungszweig im Jahre 1876 in zwei Klassen organisiert; drei Haupt-Beamte (principal clerks) und eine die Oberaufsicht führende Dame stehen demselben vor. Dieser ganze Versuch ist als ein außerordentlich erfolgreicher zu bezeichnen, das Publicum wird gut von den Damen bedient, denen ihre Arbeit eine ehrenvolle Unabhängigkeit sichert. Nur durch die tatsächliche Tüchtigkeit der weiblichen Beamten ist es möglich geworden, die anfängliche Zahl derselben von dreißig auf gegenwärtig 130 zu erhöhen.

Wie bedeutungsvoll eine derartige Bewährung weiblicher Arbeitskraft für ihre weitere Verwendung auf anderen Gebieten ist, das läßt sich erst vollständig ermessen, wenn man die Art der geleisteten Arbeit in genauere Erwägung zieht. Sie ist durchaus nicht bloß mechanisch, so daß sie durch den ersten besten Schreiber ebenso geleistet werden könnte. Die Arbeit der weiblichen Beamten in dieser Abtheilung ist vollständig der der männlichen gleich und wird in einer Weise von ihnen vollführt, daß man ihnen von Zeit zu Zeit noch weit schwierigere zugemuthet hat. Sowol nach Art und Weise und Maß der Arbeit, wie nach Schnelligkeit und Accuratez der Leistungen, hat auf diesem Gebiete die Frau dem Manne sich völlig ebenbürtig bewiesen. Trotz dessen wird die Frau um sehr vieles geringer besoldet als der Mann, so daß der Essaysist dem Lande zu den großen Ersparnissen Glück wünscht, welche durch Anstellung der weiblichen Beamten bei den Postsparkassen erzielt werden.

Das Gehalt für die weiblichen Postbeamten der zweiten Klasse beträgt jährlich 40 Pfund (800 Mark) und steigt bis zu 75 Pfund (1500 Mark); für die der ersten Klasse beträgt es 80—100 Pfund (1600—2000 Mark); die Oberbeamten beziehen 100—150 Pfund (2000—3000 Mark). Die Gehälter der männlichen Beamten variiren dagegen von 80—240 Pfund (1600—4800 Mark). Der Essaysist findet es naturgemäß, daß die gleichen weiblichen Leistungen geringer bezahlt werden als die gleichen männlichen, wenn er auch von der Zukunft eine Minderung der Differenz erwartet. Wir stehen hier vor einer durchaus nicht leicht zu beantwortenden Frage. Reicht bis in diese Kreise das ehrene Lohngebet, wonach die Arbeit dem Arbeiter nur den Ertrag gewährt, den er zur Befriedigung seiner nothwendigsten Lebensbedürfnisse nöthig hat? Wäre dem so, so müßten wir allerdings zugestehen, daß der Mann, der eine Familie zu ernähren hat, einen größeren Ertrag seiner Arbeit beanspruchen muß, als die einzelne Frau. Aber hat die arbeitende Frau oft nicht auch für eine Anzahl von Angehörigen zu sorgen? Soll man die Arbeit der Wittve mit einigen unerzogenen Kindern höher salariren als die gleiche des alten Mädchens? Wir glauben kaum. Die jungen weiblichen und männlichen Beamten haben in der Regel nur für ihre Person zu sorgen, und für die Höhe der Bedürfnisse ist durchaus nicht das Geschlecht hauptsächlich maßgebend; verwöhnte Mädchen werden kostspieligere Bedürfnisse haben als anspruchsvolle erzogene Männer. Hier kann also nur die geleistete Arbeit in Betracht kommen, sobald die Concurrenz eine völlig freie ist und die für die Vorbildung aufgewendeten Kräfte und Mittel die gleichen waren. Der gleichen Leistung müßte eine gleiche Honorirung gegenüberstehen. Hiergegen macht man nun vielseitig geltend, daß es für unsere gesammten socialen Verhältnisse nicht günstig wäre, wenn auch die von der Noth nicht bedrängten Frauen sich der Erwerbsthätigkeit in unbegrenzter Weise hingäben; gut besoldete Stellungen seien aber

ein Mittel, die Frauen von ihrer eigentlichen Sphäre, der Thätigkeit im Hause, abzulenken und das reinste Glück, das des Familienlebens, dem Haischen nach Gelderwerb zu opfern. Diese Ansicht dürfte im Großen und Ganzen doch eine schiefe sein. Die Natur hat ausreichend dafür gesorgt, die Frau unter allen Umständen dem Hause zu erhalten. Die Frau wird, eben durch ihre natürliche Beschaffenheit, dem Manne immer die schwächere Concurrentin sein und nur mit größter Anstrengung kann sie mit ihm einigermaßen gleichen Schritt halten, und solche Energie, körperliche wie moralische, ist durchaus nicht übermäßig häufig im weiblichen Geschlechte anzutreffen, wie sie denn auch in ihrer Förderung durch die gegenwärtige weibliche Erziehung, durch die Sitte, durch den ganzen Lebenszustand keineswegs begünstigt erscheint. Wo sie also trotz außerordentlicher Hindernisse sich dennoch siegreich Bahn bricht, da kann man ihr auch ohne jede Gefahr für unsere sociale Entwicklung freien Lauf lassen; sie wird und kann nicht revolutionär wirken, sondern kann sich nur segensreich der Gesammtheit der nationalen Arbeitskraft einfügen. Andererseits trägt die Zurückdrängung eines solchen inneren Berufes für Entfaltung einer über das gewöhnliche Niveau hinausgehenden Arbeitskraft, auch im Weibe, entschiedene Gefahren gerade für das Familienleben in sich. Der Gang zur Koteterie, zur Intrigue, verschiedene Arten der Hysterie kurz, eine ganze Schaar anerkannte Feinde glücklichen Familienlebens danken ihren Ursprung der nicht gehörig verwerteten weiblichen Arbeitskraft. Deshalb haben wir die erweiterte Berufsthatigkeit der Frau nicht als dem Familienleben feindlich, vielmehr als ihm zumeist zuträglich anzusehen. Heirathet das Mädchen, das vielleicht zehn Jahre lang als Beamter einer Postsparkasse fungirt hat, so ließe sich wol darauf wetten, daß sie ihre eigenen Haushaltungsbücher besser in Ordnung halten wird, als dies die große Zahl ihrer Mitschwester thut, die im Ball- und Concertsaale die Vorbereitung für das eheliche Leben suchen.

Es ist beiläufig sehr interessant zu constatiren, wie verschieden einzelne Regierungen über Beschäftigungen ihrer weiblichen Beamten denken. In der Schweiz, in Oesterreich, in Frankreich dürfen die weiblichen Angestellten der Regierung heirathen, in Italien nicht; über Rußland und England erfahren wir nach dieser Richtung nichts. Jedenfalls sind alle diese Anschauungen noch in einem Zustande der Klärung und wir hoffen, unsere Meinung erscheint nicht als eine allzu optimistische, daß gerade die Thätigkeit der Frau im öffentlichen Dienste auf die Gestaltung des Familienlebens in mehr als einer Richtung günstig wirken werde. Das öffentliche Amt fordert eine gleichmäßig ausdauernde, pünktliche, gewissenhafte Pflichterfüllung, es verlangt eine makellose sittliche Führung, stetige Geistesgegenwart, Umsicht, Concentration der Geisteskräfte, ein Vergessen des kleinlichen Individuellen über dem größeren Allgemeinen — lauter Eigenschaften, die dem weiblichen Wesen nur zum Vortheil gereichen und die direct oder indirect sich aus der Berufsthatigkeit in den Familienkreis übertragen. Es ist nicht nur die materielle Noth, welche die Frau drängt, ihren geistigen Horizont zu erweitern und für ihre Kräfte die vielseitigste Verwerthung zu suchen, es ist vielmehr der Geist der Zeit, der sie antreibt, durch Hebung des geistigen Niveaus und der praktischen Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts die gesammte Menschheit um eine Stufe höher zu heben.

E. Delser.



**Ein Bild.** Wer hätte sich nicht schon einmal in seinem Leben photographiren lassen? Die Neigung dazu ist im Allgemeinen eine sehr verbreitete. Ist es doch so angenehm, sein eigenes Ich gleichsam verkörpert vor sich zu sehen, nicht nur als stüchtiges Spiegelbild, das uns oft, wenn wir unvorbereitet in das Glas blicken, einen wenig erfreulichen Anblick gewährt, sondern als etwas Bleibendes, Unveränderliches, das uns mit wohlgelungenem Ausdruck, ernst sinnend oder freundlich zufrieden, entgegenblickt.

Man übt so gern einmal Kritik an sich selber, ist wol zufrieden mit den abgerundeten Formen des Gesichts, das einem im Spiegel stets viel edler erschienen war, bewundert still die glatte Ebenmäßigkeit der Haut und erfreut sich an dem schönen Faltenwurf des neuen Kleides, dessen tabelloser Sitz zur vollen Geltung kommt. Im entgegengelegten Falle, wenn der Photograph uns in unseren Erwartungen getäuscht hat, gewährt es immer noch eine gewisse Genugthuung, das Bild mit dem Original vergleichend, sich zu sagen: etwas besser sehe ich denn doch aus! So dumme kleidet mich ein freundliches Lächeln nicht, so albern blicke ich nicht in die Welt! Wie konnte der Photograph es nur zulassen, daß ich gerade so die Hände halte? Das hätte er doch besser beurtheilen müssen als ich, da ich mich selbst nicht sehen konnte. — Die Bilder werden ärgerlich weggeschloffen oder gar vernichtet, und die Lust am Photographiren lassen ist für längere Zeit getrübt.

Diese Neigung, sich selbst im Bilde zu sehen, ist wol am lebhaftesten, bei dem zarten wie bei dem starken Geschlecht, im Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren. Dst fängt dieselbe bei dem erstieren schon früher an, sich zu äußern und wird bei dem letzteren mitunter noch etwas später seinen Höhepunkt erreichen, dann aber pflegt sie in der Regel abzunehmen und artet zuweilen in Abneigung gegen diese früher lieb gewesene Gewohnheit aus.

Ich spreche hier selbstverständlich nur von der Regel; daß es recht viele Ausnahmen davon gibt, wird Jeder aus eigener Erfahrung bestätigen können. Wo kämen sonst die vielen überfüllten Photographiealbums her, von denen in einer zahlreichen Familie meistens jedes Glied eines und einige von den Töchtern mehrere besitzen, daneben die mit kleinen und großen, ovalen und eiförmigen Photographien meist so geschmacklos decorirten Wände, wenn die Lust am Photographirenlassen nicht eine so intensive wäre?

Es ist etwas aus der Mode gekommen, die Albums mit Familienbildern neben solchen, die Abbildungen von Kunstwerken ent-

halten, oder neben illustrirten Berken zur Ansicht auszuliegen. Es liegt dem die Voraussetzung zu Grunde, daß Familienporträts in weiteren Kreisen kein Interesse erregen, daß sie, für die Familie bestimmt, nur dieser von wirklichem Werth sein können. Gewiß hat diese Zurückhaltung ihre große Berechtigung. Man entzieht so gern das, was einem lieb ist, der stets bereiten Kritik schaulustiger oder gelangweilter Augen. Doch ich muß gestehen, daß ich für meine Person stets eine ganz besondere Vorliebe für dergleichen Familienalbums gehabt habe und wo ich, vielleicht versteckt unter schönen Kunstblättern, ein solches entdeckte, mich gern in die Stille damit zurückzog, es zu durchblättern. Es mag wol vieler schmeichelnder Ueberredung bedürft haben, den greisen Herrn hier zu einem Gange zum Photographen zu bewegen. Der wolwollende Ausdruck des ehrwürdigen Gesichts wird etwas beeinträchtigt durch die Falte auf der Stirn und der etwas mürrische Zug um den Mund ist offenbar ein Zeichen augenblicklicher Verstimmung. Wäre die junge Hausfrau neben mir nicht in so eifrigem Gespräch, würde sie mir mit freundlich aufleuchtendem Blick wol etwa die folgende Erklärung zum Bilde geben: „Der liebe Papa, wie böse er aussieht! nicht wahr? Wir wollten sich kaum vorstellen, wie viel Bitten und Ueberredung es gekostet, ihn zu dem Gange zum Photographen zu bewegen. Den ganzen Weg über brummte er, und als der Photograph gar anfing, ihn nach dieser und jener Seite zu drehen, seine Hände in andere Lage zu bringen und an der Haltung seines Kopfes mancherlei auszuführen, wurde er so ärgerlich, daß beinahe aus dem Photographiren nichts geworden wäre. Mama's Bild hier ist besser gelungen,“ auf das Bild einer stattlichen Matrone deutend, „und hier nun sehen Sie die Onkel und Tanten, dann folgen die Geschwister, die Vettern und Cousinen und darauf die ansehnliche Zahl der Freunde und Bekannten.“

Und Alles ist vertreten: Der Onkel vom Lande im Frack mit seiner würdigen Gehäufte in Grinoline und mit Ruffenärmeln am Arme, der jüngste Bruder als strammer Fährlich mit kleinem Schnurrbartchen, der Vetter als flotter Student mit Cereviskännchen und Corpsband, das Lesekränzchen der Freundinnen, die Dame mit dem aufgeschlagenen Buch, das dem Beschauber die Vorstellung erwecken soll, als ob sie darin läse, die Dame mit dem geschlossenen Buch, die gern glauben machen will, daß sie eben gelesen habe, dann verschiedene Familiengruppen, Brautpaare, Neuwermählte, die junge Mutter mit ihrem Erstgeborenen auf dem Schoß, Kinder jeden Alters, vom Baby bis zum Backfisch und zum Secundaner — kurz, ein abwechslungsreiches Bilderbuch, das viel des Anziehenden, Interessanten, aber auch manches Komische, ja Abstoßende enthält.

Während ich mich so, meine Umgebung vergehend, in das Beschauben der Bilder vertieft habe und mich von dem letzten Bilde eines etwa vierjährigen Knaben mit wunderbar tiefen Augen und halb schelmisch, halb verlegen lächelndem Munde gar nicht trennen kann, hat sich eine neben mir sitzende Dame auch über das Bild gebeugt. „Das süße, süße Kind!“ sagt sie. „Welch unsagbaren Werth solch ein Bild für uns haben kann! Ich werde es nie verschmerzen, daß mir von meinem kleinen Fritz nicht einmal ein Abbild geblieben ist!“

„Ah, Sie besetzen ein Photographiealbum,“ sagt Frau v. S., die in diesem Augenblick zu uns tritt. „Kann Sie das wirklich interessieren? Ich muß gestehen, daß ich in all dergleichen Albums eine solche Uebereinstimmung finde, daß man sich nach gründlicher Besichtigung eines derselben die der übrigen füglich ersparen kann.“

„Das Abbild des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft in den verschiedenen Stadien bietet natürlich nicht so viel Unterhaltendes, wie diese selbst, gnädige Frau, wie ein Buch uns nie die Gesellschaft eines Freundes ersehen kann, und doch wer möchte das eine wie das andere entbehren?“ „Stellen Sie doch,“ erwidert Frau v. S. lebhaft, „Bild und Buch nicht zusammen, als ob sie uns je dasselbe sein könnten! Ein Buch unterhält, es bietet uns Abwechslung, Zerstreuung, und selbst wenn es uns langweilt, so sagt es uns doch immer etwas, während ein Bild stumm ist, es bleibt ewig dasselbe, unveränderliche, und wenn es ja ein besonderes Gefühl in uns erweckt, im Falle es ein gelungenes Bild ist, so ist es das des Schmerzes, der Sehnsucht nach dem abwesenden Freunde, den es uns nie, auch nicht für Augenblicke ersehen kann.“

Assessor H. der unserm Gespräch seit einiger Zeit mit Aufmerksamkeit folgte und dessen Hand mechanisch an der linken Bruststätte seines Rockes spielt, in deren Tiefe wol das Bild der abwesenden Braut geborgen ist, entgegnet mit seinem Lächeln: „Sie vergessen ganz die Existenz der Zauberin Phantase, gnädige Frau, die uns das Unbelebte lebendig macht und, an Erinnerungen antknüpfend, bei dem Betrachten geliebter Züge wieder aufernen, uns die Vergangenheit zur Gegenwart heranzubert, von der Zukunft plaudert und so das stumme Bild zum unterhaltendsten Gefährten macht.“

„Braucht es dazu denn aber noch eines andern Bildes als dessen, das wir von einem geliebten Menschen im Herzen tragen?“ fragte Frau v. S. „Ich halte das ewige Sich-photographirenlassen für nichts als eine leidige Mode, die hauptsächlich der persönlichen Eitelkeit dient und die hoffentlich wie jede andere Mode auch einmal ihr Ende erleben wird.“

„Am dann in neuem Glanze und größerer Vollkommenheit wieder zu erstehen,“ erwiderte der Assessor lachend. „Was der eiteln Menge schmeichelt, den erhabenen Seelen entbehrlich scheint, Laufenden nur ein Gewerbe und Existenzmittel ist, bereitet vielen Einzelnen ein stilles Glück, innige Herzensfreude. Darum lassen Sie uns nicht weiter über den Werth oder Unwerth eines Bildes streiten, der neben der größeren oder geringeren künstlerischen Bedeutung doch einzig in der Individualität des Dargestellten und des Empfängers beruht.“

Damit war das Gespräch abgebrochen. Wir aber, wie ich noch einen Augenblick den in ernstes Sinnen verfunkenen jungen Mann beobachtete, gehen Dingelstedt's Verse durch den Sinn:

Ich hab zur letzten guten Nacht  
Dein liebes Bild geliebt,  
Da war mir, als hätte der Mund gelacht,  
Das Auge mich freundlich begrüßt.

S. S.

**Moderne Kleidung.** Frederic Treves, Professor am Londoner Hospital, hielt vor Kurzem in der Town Hall, Kensington, einen interessanten Vortrag über moderne Kleidung vor einem ausschließlichen aus Damen bestehenden Publicum. Um seinen Vortrag entsprechend zu illustriren, hatte der Professor physiologischen Werken und verschiedenen Modenzeitungen Zeichnungen entnommen, ferner einen lebensgroßen Abguss der Thorwaldsen'schen Venus aufstellen lassen, sowie auch ein Skelett und ein Costüm nach der actuellen Mode.

Ganz besonderes Interesse erregte jedoch eine Figur in griechischer Kleidung, auf welche Mr. Treves während seines Vortrages speciell die Aufmerksamkeit seiner Wälle besuchenden Zuhörerinnen lenkte, um ihnen das einfache griechische Costüm als Vorbild ihrer Balltoiletten zu empfehlen.

Der Professor leitete seinen Vortrag mit einigen Bemerkungen über eccentricische Moden ein und hob sodann namentlich folgendes hervor: Hauptzweck der Kleidung ist, den Körper zu umhüllen und ihn in gleichmäßiger Temperatur zu erhalten. Diesem Zwecke entspricht jedoch das ausgeschnittene Kleid keineswegs. Der Hals, der obere Theil der Brust und des Rückens bleiben unbedeckt, während um die unteren Extremitäten genügend Stoff angehäuft wird, um ein Duzend Kinder zu kleiden.

Jedoch ganz abgesehen vom ausgeschnittenen Kleide, ist auch in der gewöhnlichen Kleidung wenig Rücksicht auf gleichmäßige Körperwärme genommen. Der das Corsett überragende Theil der Brust ist gewöhnlich sehr dünn bedeckt und oft nur durch den Stoff des Kleides. Die „Region“ des Corsetts ist schon bedeutend bedeckt und auf den Hüften sind mehrfache Lagen Stoffes angehäuft. Man kann somit geographisch den Körper in eine kalte, gemäßigte und heiße Zone einteilen.

Hierauf wendete sich der Redner auf das straffe Schnüren, das gegen die Schönheit, Vernunft und die Gesundheit verstoßt. Dr. Treves bezeichnete eine stramm geschnürte Taille geradezu als hideous. Eine Mutter, die ihrer Tochter ein Schnürleibchen gibt, um deren Figur zu vervollkommen, kann kaum ein der Gesundheit ihres Kindes schädlicheres Mittel anwenden. Die „normale“ Taille, die gewöhnlich oval ist, hat einen Umfang von 28“ bis 29“ = 70 bis 72 Cent., die „elegante“ Taille, die rund ist, 20“ = 50 Cent. und die Gliederpuppen der Kleidermacher variiren zwischen 21“ und 24“ = 52½ bis 60 Cent. Taillen-Umfang.

Schließlich erwähnte der Redner noch die künstlich entstellten Füße der chinesischen Damen, die flachgedrückten Köpfe und durchlöchernten Nasen der Wilden und erklärte, daß diese Sitten nur secundäre Theile des Körpers schädigen, während unsere oft sehr phantastischen Moden die wichtigsten Organe desselben verlegen. Das Zusammendrücken der unteren Rippen bewirkt eine Dislocation des Magens, der Leber und der Lunge und beeinträchtigt somit deren freie Thätigkeit. Viele Krankheiten sind auf diese Beeinträchtigung zurückzuführen.

Dr. Treves, der im Verlaufe seines Vortrages keineswegs seinen Zuhörerinnen Schmeicheleien gesagt, wurde dennoch lebhafter Beifall zu Theil. Ch. L. F.

Unsere Illustrationen.

Luther im „Schwarzen Bären“ zu Jena. Gemälde von Bosphart. Eine der fesselndsten und lebendigsten Schilderungen des persönlichen Wesens und der Erscheinung des gewaltigen deutschen Reformators in der Zeit seiner ersten heißen Kämpfe und Wirkungen hat den Gegenstand des in unserem Holzschnitt reproducirten Bildes des Schweizer Künstlers gegeben. Sie ist von einem Baseler Theologen, Johannes Keßler (geb. 1502 zu St. Gallen), geschrieben unter dem frischen Eindruck einer fast abenteuerlichen Begegnung mit Dr. Martinus Luther, am Faschnachtabend (4. März) 1522, in der Herberge zum Schwarzen Bären zu Jena. Von der Wartburg, wo ihm ein sicheres Asyl bereitet worden war, wo er Sammlung und Ruhe zur Ausführung seines Riesenwerks, der deutschen Bibelübersetzung, gewann, hatte er sich herabgegeben, um persönlich nach Wittenberg zu gehen, den dort entfesselten Schwarmgeistern zu wehren. Jener Baseler Student aber, ein junger Theologe, kam mit einem Genossen nach derselben Stadt gewandert, um aus dem dort strömenden Quell der reinen Lehre zu schöpfen. In Jena Abends von einem Gewitter überfallen, fanden sie in der genannten Herberge Quartier. In der Stube derselben trafen sie einen Mann allein am Tisch sitzen. Vor ihm lag ein Büchel, ein hebräischer Psalter. Er grüßte sie freundlich, hieß sie näher kommen und zu sich an den Tisch setzen, da sie sich ihrer beschmutzten Schuhe wegen schämten und heimlich auf ein Bänkchen an der Thür gedrückt hatten. Da bot er ihnen zu trinken, was sie ihm nicht abschlagen konnten. Als sie so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit erkannten, setzten sie sich zu ihm an den Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit sie der Ghr wegen auch ihm zu trinken böten. Sie meinten aber nicht anders, als wäre er ein Reiter, der nach Landesgewohnheit dajaf, mit einem rothen Lederkappe, im Wams und Hosen ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der anderen das Heft umfassend. (Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wol mochten angesehen werden.)

Diese des gewaltigen Mannes Erscheinung vortrefflich charakterisirende Schilderung ist hier mit Keßler's eigenen Worten gegeben. Im weiteren Verlauf seines Berichtes erzählt er, wie dieser seltsame Reiter ihn und den Genossen mit bedeutenden Reden und mit Fragen nach den Baseler Gelehrten in Erstaunen und Verwirrung gesetzt habe, wie sie dann durch den Wirth heimlich gehört hätten, es sei der Luther. Sie meinten, sich verhört zu haben, der Wirth hätte wol „Putten“ gesagt, so sei das Reiterkleid erklärlicher. Zwei Leute kommen noch in die Herberge. Sie Alle setzen sich gemeinsam zu Tisch und der Reiter unterhält sie während des Essens mit so „gottseligen freundlichen Reden, daß sie vor ihm vertommen und mehr auf seine Worte, als auf alle Speisen achten.“ Mit dem Auftrag, in Wittenberg den Dr. Hieronymus Schurf zu grüßen, „von dem, der kommen wird,“ nimmt der Fremde von ihnen Abschied. Am Sonnabend darauf sind beide Studenten in Wittenberg bei Dr. Schurf angekommen und in dessen Stube finden sie mit anderen Gelehrten auch den Reiter Martinus, welcher sie lachend grüßt und ihnen den Philipp Melanchthon zeigt.

Der Maler hat jene köstliche Scene in der Wirthsstube zu Jena der Keßler'schen Schilderung ziemlich getreu dargestellt. In den Gesichtern der beiden Gejellen liest man die wachsende Verwunderung und das Aufsteigen des Verlangens, zu erkennen, wer dieser gelehrte Reiter sei. In dessen Gestalt und Haltung prägt sich nicht übel jene „heitere Ruhe aus,“ welche, wie Gustav Freytag so richtig hervorhebt, „das Merkwürdigste in Keßler's Erzählung bei dem gewaltigen Manne ist, der unter Acht und Bann durch Thüringen eilt, im Herzen die leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Partei-Genossen.“

Schelmlieder. Gemälde von J. Ehrentraut. Auf diesen allbekanntesten und allbeliebtesten Berliner Maler trifft das Wort zu, welches, ich glaube von Rossini, einst in Bezug auf die Sonntag gesagt worden ist: sein Genre ist klein, aber er ist groß in seinem Genre. „Klein“ kann man es nicht nur der verhältnißmäßig engen Begrenzung seines Gebietes wegen nennen, auch der Maßstab der Gemälde Ehrentraut's berechtigt es dazu. Nach dieser Richtung hin überbietet unser Künstler zuweilen selbst Meissonier und Fortuny.

In der Wahl seiner Gegenstände beschränkt er sich seit manchen Jahren auf solche, in deren Behandlung jener große französische Kleinmeister besonders excellirt: einfache Scenen oder Einzelgestalten in Costümen und Umgebungen, welche dem 16. und 17. Jahrhundert angehören. Selten oder nie sind es dramatisch bewegte Vorgänge, welche er darstellt. Seine künstlerische Stärke liegt in der sorgfältigen Schilderung ruhiger Situationen, in der mit subtiler Bollendung durchgeführten Malerei der Figürchen, der Localitäten und des Beiwerks. Unser Holzschnitt reproducirt ein derartiges kleines Meisterwerk Ehrentraut's, welches sich von der Mehrzahl seiner Bilder durch eine etwas bewegtere Handlung unterscheidet. In einer Soldatenschenke sitzt eine Gesellschaft jener sporenkirrenden wilden und lustigen Gestalten des 17. Jahrhunderts, wie sie Palamedes und Callot nach der Wirklichkeit malen konnten und in endlosen Variationen des gleichen Themas gemalt haben, beim vollen Weinkrüge, lachend und den beizenden Dampf des neuen Gistkrautes einjagend, das in ihren Kalkpfaffen glüht. Die junge muntere Wirthin oder Schenkmagd sorgt achtsam auf die rechtzeitige Füllung ihrer Krüge. Der Inhalt derselben, welcher die gute Laune dieser Herren steigert, begeistert den einen von ihnen zum Gesange. Aber was diese derben Söhne des Lagers und einer wilden, wüsten kriegerischen Zeit jagen, ist selbst für die doch wahrscheinlich ziemlich abgehärteten Ohren dieser Schenkerin etwas zu scharf gewürzt. Sie ist nicht so prüde und zimperlich, daß sie gleich einer „sittlichen Entrüstung“ Ausdruck gäbe, welche ihr diese Schelmlieder etwa eingestößt hätten. Sie lacht — aber sie findet es doch für angeeignet, sich die Ohren zuzuhalten. Zu ihrer Ghr wollen wir annehmen, daß sie es wirklich und ernstlich thut und nicht genügenden Raum zwischen den sie bedeckenden Fingern läßt, um den verwerflichen Versen dieses Gesanges dennoch Eingang zu gewähren. Dies mit jöhner Lebendigkeit und frisch concipirte, mit äuperlicher Delicatsse durchgeführte Bild schmückte die Berliner akademische Kunstausstellung des Jahres 1880. L. F.



Lieder und Sagen früherer Zeit berichten uns von des Waidmannes Freuden in „Wald und Halbe.“ Gute, alte Zeit! Ihr Ruf wird nicht mehr respectirt, ihre Einrichtungen fallen der gewaltigen Strömung zum Opfer, die wir Mode nennen. Auch des Waidmannes Heim, oft nur durch den schlichten allegorischen Schmuck der Jagdbeute gekennzeichnet, wird von ihrer nivellirenden Hand berührt. Es genügt nicht länger der primitive Schmuck der Geweihe, Kronen, Felle etc. für Wände und Fußböden. Ganze Ameublements aus Dam-, Roth-, Ketz- und Schwilb-Geweih, aus Büffelhorn, kunstvoll zusammengestellt mit Leder- oder Fellbekleidung, Imitationen von Thiergruppen aus Holzschnitzerei oder Majolika, Reliefs mit Jagdszenen aus papier maché etc., ein geschmackvoll ornamentales Gewehrgehäuse, Rauch- und Trinkutensilien aus Gehörn, Hauern, Hirschhaken etc. gehören heute zu einem Jagdzimmer à la mode. Von jeher hat die Frauenhand für diesen Raum eine schmückende Beigabe in Nadelarbeit zu liefern gewußt; die Vorliebe für Arbeiten dieser Art möge durch eine Tischdecke unterstützt werden, die nicht allein mit der Nadel, auch mit dem Pinsel hergestellt ist und deren Material, Zeichnung und Ausführung ebenso eigenartig wie charakteristisch sind. Der Fond der quadratförmigen Decke (Fig. 1) ist aus olivgrünem Plüsch.

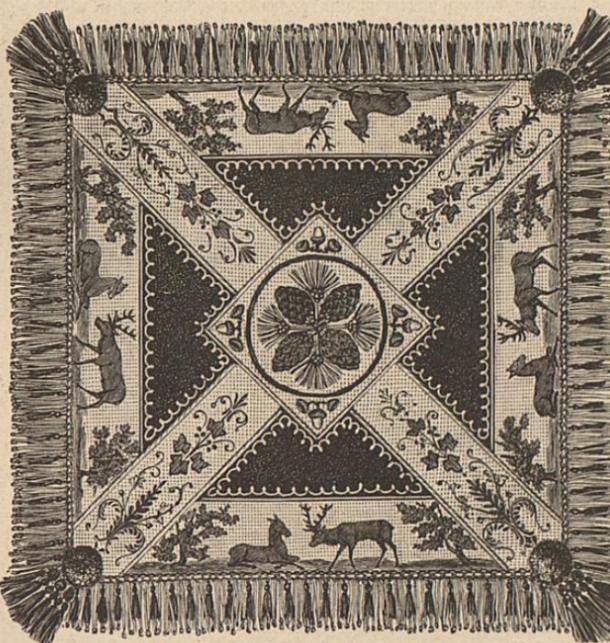


Fig. 1.

mittlere Rosette, die sich daran schließenden, ein Kreuz bildenden Patten, sowie die Bordüre aus gelbbraunem, fest und körnig gewebtem Segeltuchstoff sind dem Fond applicirt. Besonders wirkungsvoll von letzterem hebt sich die Rosette des mittleren Quadrats ab, die mit Goldfarbe überdeckt und mit starkem vergolbtem Bindfaden eingezeichnet ist; innerhalb der Rosette ist die Zeichnung mit brauner gekropfter Wolle und Filofelleide in langen Stichen ausgeführt. Eichenzweige und kleine Jagdmotive bilden die Füllung der Patten und der Bordüre. Auch hier ist der Fond der Blätter und der Thiere durch olivgrüne und braune Deckfarbe hergestellt, welche das mühevoll applicirten der betreffenden Stoffstücken ersetzt und eine derartige Arbeit sehr fördert. Die Contouren der Blätter und der Eicheln, sowie die Stiele sind mit Wolle und Seide in zwei Nuancen ausgeführt, die Thiere mit gleichem Material in entsprechender Farbe contourirt und schattirt. Die noch übrigen stillisirten Blüten und Blätter, Laubwerk etc., in mattblauer und stumpfrother Seide gearbeitet, unterbrechen gefällig die Eintönigkeit

des Olive und Braun. Sämmtliche Stofftheile aus Segeltuch sind mit Schlingen aus vergolbtem Bindfaden eingezeichnet (das Vergolben geschieht erst nach dem Aufnähen). Am Außenrande ist die Decke mit einer 12 Cent. breiten Franze aus glatten und geknoteten Bindfadenstrahlen (einzelne derselben sind ebenfalls vergolbet) und mit Quastenbüscheln aus farbiger Wolle und Seide begrenzt; an den Ecken ist je ein Pompon aus olivfarbener Seide angebracht.

Zum Schutz einer besonders kunstvollen Tischplatte oder auch als Nähstischdecke im eleganten Damen-Boudoir eignet sich die in Fig. 2 gegebene längliche Decke. Das Original, aus dem Magazin



Fig. 2.

von G. A. König (Berlin, Jägerstr. 23), besteht aus rothem Plüsch, welchem man eine Bordüre in broderie d'Espagne aufgesetzt hat; dieselbe hebt sich, in durchbrochener Arbeit auf grauer Leinwand ausgeführt, höchst effectvoll von dem gesättigten Grundton der Decke ab. Die Dessinfiguren der durchbrochenen Bordüre sind mit Goldschnur eingezeichnet, welche mit Languettenstichen von heller und dunkler olivfarbener Seide besetzt und dabei zugleich in regelmässigen Abständen in kleine Picots gelegt ist. Die Blumen in der Bordüre sind mit rosa Seide geädert, im Uebrigen mit langen, lose aufliegenden Stichen von olivfarbener Seide gefüllt. Eine Kreuznaht von rosa Seide deckt den Stoff in den Arabesken. Das Rosenbouquet inmitten des Plüschfonds ist mit bunter Seide im Plattstich gearbeitet. Bei Nachfertigung einer solchen Decke erinnern wir an die auf Seite 95 des Bazar d. J. erwähnten Stickereifiguren in Maschinenstickerei, welche die Arbeit wesentlich erleichtern.

Der kleine Tisch (Fig. 3) eignet sich ebenfalls für ein Damenzimmer zur Aufnahme verschiedener Requisites.



Fig. 3.

Die Erwerbung eines solchen Möbels bedingt nicht, daß man es, gleich dem Original, mit Atlas und Stickerei ausstattet, es ist vielmehr hierbei der eigenen Phantasie Raum gegeben, deren Productivität einige Angaben unsererseits anregen mögen. Die Platten eines solchen Tisches können z. B. aus hellem weichen Holz gefertigt und dabei die bekannte und leicht auszuführende Spritzmalerei angewendet werden; hübscher ist eine Intarsia-Imitation, noch kunstvoller eine Aquarellmalerei auf lichtem oder eine Delmalerei auf dunkel geheiztem Grund. Dies für die des Malens kundige Damen. Aber auch die Nadel kann sich meisterlich durch seine Stickereien bewähren, wie das Original zeigt, das auf der oberen Platte einen mit farbiger weicher Stickerei gearbeiteten Zweig stillisirter Blüten und Blätter zeigt. Der Grundstoff der Stickerei ist olivfarbener Seidenatlas; die Blüten sind mit röthlichbrauner und mattblauer Chenille, die Blätter mit Seide in Plattstich, Afern und Stiele wiederum mit Chenille in olivfarbener Schattirung ausgeführt. Am Außenrande ist die Stickerei durch einen schwarzen Plüschstreifen und Chenillefransen begrenzt. Die untere Platte des Tisches ist glatt mit olivgrünem Atlas bekleidet und an dem Rande der Platte mit gelben Nägeln besetzt. Die Füße des 75 Cent. hohen Tisches sind geschnitten, schwarz gebeizt und theils stumpf, theils glänzend polirt. Wir erwähnen noch, daß für die Bekleidung der Platten aus Kienholz jeder andere Stoff gewählt werden kann, daß selbst eine Bekleidung von Möbel-Cretonne sein Ansehen nicht beeinträchtigt, sondern ihm auch einen Platz im Schlafzimmer sichern würde. Einen solchen Tisch sahen wir bei E. Schmidt, Berlin, 78. Friedrichstr.

Von der genannten Firma ist auch der kleine zierliche Behälter (Fig. 4), bestimmt zur Aufnahme von Briefbogen und Couverts verschiedensten Formats. Er ist aus dünnen Holzplatten gefertigt und mit bronzebraunem Plüsch bekleidet, auf welchem ein Blütenzweig mit farbiger Seide in Plattstich gestickt ist. Für alle modernen Stickereien sind Stoffe wie Plüsch, Atlas und Möbelstoffe in Wolle mit ramagirtten Dessins die vorherrschenden. Die ersteren beiden bilden gewöhnlich den Fond, auf dem vorgezeichnete Dessins gearbeitet werden, nicht minder häufig aber werden gemusterte Möbelstoffe daburch zu wirklich kunstvollen Stickereien umgewandelt, daß man die Dessinfiguren (am meisten eignen sich dazu stillisirte Blumen, Blätter und Arabesken) mit Seide in matten Farbentönen mit breitem geraden Plattstich eingezeichnet. Fig. 5 zeigt eine solche Dessinfigur ausgeführt. Das Original hat farbige Blüten und Blätter auf schwarzem Grunde.

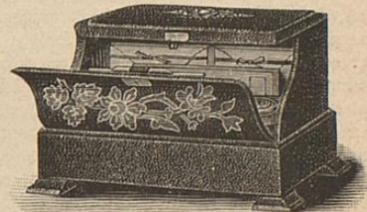


Fig. 4.

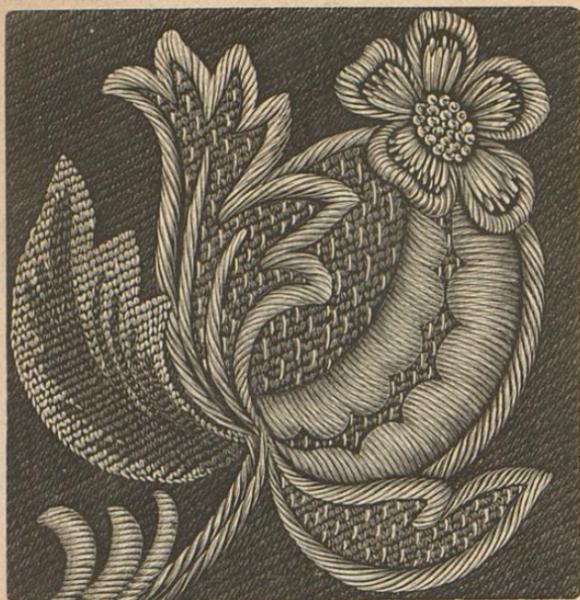


Fig. 5.

berer Contouren in ganz indifferenten Nuancen der Farben roth, blau, kupferbraun, olive und orange, theils mit Wolle, theils mit Seide, über einer Unterlage von Wolle überzogen sind. Die Industrie hat es sich angelegen sein lassen, bei dem großen Verbrauch an Seide jeglicher Art nicht nur stets Neues zu produciren, sondern auch Qualität und Dauer der Farben immer günstiger zu gestalten. So rühmt man an den von James Pearfall & Co. eingeführten neuen luft- und waschechten Seidenarten, die nicht wie bisher mit Anilin, sondern auf orientalische Weise gefärbt sind, den großen Vorzug, weder den Einflüssen der Luft noch der Wäsche unterstellt zu sein. Diese Seidenarten führen die Namen flo-floss und rope-silk. Erstere ist der Filofelleseide ähnlich, doch verliert sie beim Arbeiten weder Glanz, noch Glätte und Farbe; sechsthellig, läßt sie sich beliebig spalten und zu jeder Stickerei verwenden. Die rope-silk erinnert an die Cordonneseide, ist jedoch bedeutend stärker, kräftiger und macht den Eindruck eines seidenen Schnürchens; auch wird sie zum Contouriren von Applicationsfiguren u. angewendet. Die waschechten Farben beider Arten tragen schwarzgedruckte Etiketten, die lustigen Folge von rother Farbe. Die General-Agentur für Deutschland hat P. Lindhorst (Berlin, Kürassierstr. 14); für den Detailverkauf nennen wir: die Firmen E. Schmidt, 78. Friedrichstr., und A. König, 23. Jägerstr. Erstere Firma führt sämmtliche Fabrikate Pearfall's, unter denen auch die waschechten, fein dreifärbten Pompadour und shaded washingsilk sich großer Beliebtheit erfreuen.

Wer Freude und Lust an Blumen und Gräsern findet, sie zu pflegen oder zum busigen Strauß zu sammeln, dem mag ein Licht- oder Fenstervorhänger wie in Fig. 6 mehr Anregung dazu geben. Die Blüthen zu verwerthen, wie unsere Abbildung zeigt, ist nicht nur augen-

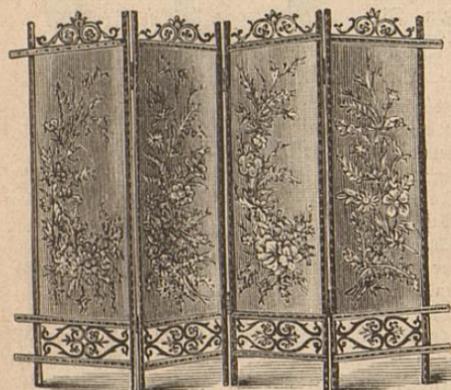


Fig. 6.

blicklich eine hübsche Modesache, der Anblick der zierlich geordneten Tropfäden und Gebirgs- und Waldtouren ruft überdies jeder Zeit die Erinnerung an schöne Naturscenen, an erquickendes Sommerleben wach. Das Original ist ein aus vier Feldern bestehender Schirm von geschnittenem Holz, dessen einzelne Flächen je aus zwei Glasaufhängen, einer mattgeschliffenen undurchsichtigen und einer durchsichtigen aus Fensterglas bestehen. Auf der geschliffenen Glasaufhängen sind gepresste und getrocknete Blüthen, Gräser, Moose und Knospen zu einem anmuthig gruppirten Ensemble geordnet und mit Gummiarabicum aufgeklebt; mit der durchsichtigen Glasaufhängen überdeckt und gegen das Licht gehalten, sind sie einer feinen Glasmalerei täuschend ähnlich. Vielen unserer Leserinnen wird diese Angabe willkommen sein; sie ist eine Variation der in den „Intimen Briefen“ (vergl. Bazar Seite 94) gegebenen Notiz über Lampenschirme, die der Redaction des Bazar eine Fluth von Anfragen eintrug. Hinzugefügt sei noch, daß die Verfasserin dieses Originals, Frau Lerche, Wilhelmstr. 97, Lichtschirme, Fenstervorhänger, Ofenschirme u. jeglicher Art auf diese Weise herstellt und bisweilen, um die Eintönigkeit des Arrangements zu unterbrechen, auch Photographien, kleine landschaftliche Abzuehbildchen, auch Insekten, Schmetterlinge mit hineinzieht, wodurch ganz reizende Effecte erzielt werden. Daß zu diesen Lichtbildern sich nicht jede Blume und Knospe oder jedes Blatt eignet, liegt auf der Hand. Verständniß, malerisches Gefühl, nicht minder Übung müssen hierbei maßgebend sein. Feinblättrige Blumen, wie Nelkenarten, Mohn, Winden, Farnen, die Lippenblütler, Ericaceen u., Gräser, dünne Blätter, Farren werden die geeignetsten Motive geben. Der Blumen pflegt und ein offenes Auge für die Geheimnisse des Blumenlebens hat, wird große Freude an der Herstellung derartiger Gegenstände haben. Das Pressen der Blüthen bedingt keine besonderen Vorbereitungen. Bücher, beschwerende Steine sind die einzigen Utensilien; nur sei noch bemerkt, daß die gepressten Blumen nicht zu lange liegen dürfen, bevor sie verbraucht werden und daß Treibhauspflanzen sich durchschnittlich länger in der Farbe halten, als solche, die in der Sonne und der Luft gereift sind. Das Gestell des Originals ist so eingerichtet, daß die Platten oben herausgenommen und beliebig erneuert werden können.

Zu den kleinen hübschen Toiletten-Utensilien eines Damenzimmers gehört unrettig der Behälter zu Taschentüchern oder Handtüchern (Fig. 7). Eine Vorlage hierzu wird mancher unserer Leserinnen über die Dual der Wahl eines passenden Geistes hinwegschleusen. Das

Original aus dem Magazin von H. Cohn (Berlin, 16. Unter den Linden) ist von schwarzem Plüsch. Geöffnet bildet dasselbe ein längliches Viereck von 25 zu 32 Cent., welches mit einem Futter und an den Querseiten mit Taschen von orangefarbenem satin versehen ist. Die Taschen sind mit parfümirter Watte unterlegt und in Carreau durchstept. Auf der oberen Seite des Behälters ist eine Verzierung im figürlichen Genre japonnais angebracht, theils aus gemaltem Porcellan, theils aus Stoff hergestellt. Diese durch eine Stickerei zu ersetzen oder auch in Malerei zu imitiren, bleibt dem eigenen Geschmack überlassen; die Phantasie mag auch wol sonst einen oder den anderen originellen Gedanken hierfür wahrufen.



Fig. 7

### Wirtschaftsplaudereien.

Die Schlefinger'schen Patentbetten (Doppelstuhl, Fig. 1 und 2, zugleich Reisebett, Fig. 3) fanden ihrer Bequemlichkeit und praktischen Anwendung halber auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung allgemeine Anerkennung und trugen dem Erfinder mehrfache Auszeichnungen ein. Das Patentbett besteht aus zwei gleichen, zusammenlegbaren Stühlen, welche beide einzeln als Lehnstuhl oder, durch eine einfache Vorrichtung verbunden, als Sopha, Chaiselongue und hauptsächlich als bequemes Bett benutzt werden können. Seitdem ist dies praktische Möbel noch wesentlich verbessert worden und findet in Fremdenzimmern, Sommerwohnungen wegen seiner leichten Zerlegbarkeit und seines verhältnißmäßig geringen Volumens auch auf Reisen vielfach Verwendung. Man fertigt diese Stühle



Fig. 1.



Fig. 2.

jetzt auch mit Holzgestellen in allen modernen Formen, namentlich auch in der beliebten Kissenstuhlform und in eleganter Ausstattung (s. d. Abb.). Der Preis eines Doppelstuhls variiert zwischen 29 und 250 Mark, je nach dem dazu verwendeten Material. Die Firma (H. Schlefinger, Berlin, 28. A. Kottstraße) verleiht auf Verlangen ausführliche Prospekte. Bei diesem Anlasse seien auch die Feldbetten der Schlefinger'schen Patentbetten-, Matratzen- und Steppdecken-Fabrik



Fig. 3.

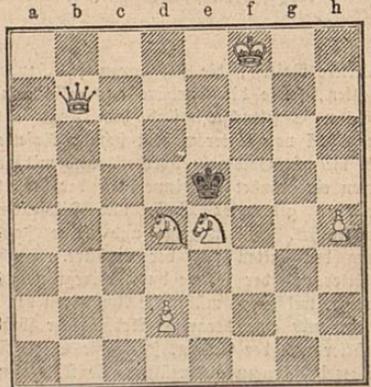
erwähnt, die, bei geringerem Preise (10 bis 30 Mark), für Sommerwohnungen besonders geeignet erscheinen; sie nehmen, zusammengeklappt, nur kleinen Raum ein und sind leicht transportabel.

### Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 84 Seite 208.

- Weiß.  
1. D c 7 - h 7  
Schwarz.  
1. K d 5 n. e 4 (- e 6, - c 6) †  
Weiß.  
2. S f 5 n. d 6, - d 4 oder T d 8 n. d 6 matt.  
A.  
Weiß.  
1. . . . .  
Schwarz.  
Beliebig anders.  
Weiß.  
2. S f 5 - e 7 oder T matt.

Aufgabe Nr. 86. Von G. Liberali. Schwarz.

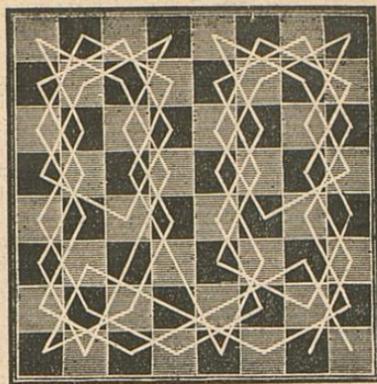


Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

### Auflösung des Rätsels Nr. 3 Seite 224.

Das Wort ist ein Fächer!  
Zwischen den Stäben  
Bilden ein Paar schöne  
Augen hervor;  
Der Fächer ist nur ein  
lieblicher Flor,  
Er verdeckt mir zwar  
das Gesicht,  
Aber das Mädchen ver-  
birgt er nicht,  
Weil das Schönste, was  
es besitzt,  
Das Auge mir ins Auge  
blüht.

Goethe (westfälischer Divan).



### Dechiffir-Aufgaben.

Drei geflügelte Worte von Schiller.

1. Fi, fabadogu dofega gacufeco cecogödigi cabifogacaga  
Fafega dodadefidiga Gugafefo fagaco fegodicegadi Bifogacaga.
2. Bigacaco cufidebi, fedeco Gagacocega, fedeco cegabifegacafogadi Focofebefogadi,  
Fedeca focobagobifedade dofefebibigadi  
Fodebäbigaco, bigacagaso cufidebi.
3. Fedade dogafe, cegacubädecofo cifeco fafega Cafefofoga,  
Fedi gagocogaci Cagodifaga fagaco Facofefofoga. — e.

### Auflösung der vier Bilderräthsel Seite 224.

1. Instrumente. 2. Schinken. 3. Rabbiner. 4. Großer Aufnahm.

### Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. August.

Fig. 1. Kleid aus Atlas und Seidengaze. Den Rock aus schwarzem Seidenstoff zieren Frisuren von schwarzem Atlas, sowie spanische Spitze. Die auf den Rock besetzte Tunika und die Taille hat man aus schwarzer Seidengaze hergestellt und mit Spitze ausgestattet. Der Leibteil und die Kermelrevers sind aus Atlas, die Schleißen aus Atlasband, vorn an der linken Seite eine gelbe Kose. Die Garnitur des Hutes aus schwarzem Bastgeflecht bilden Spitze sowie lila Straußfedern.  
Fig. 2. Kleid aus Wollestoff. Das Kleid aus graugrünem Wollestoff besteht in Rock, Tunika und Taille. Ersteren ziert eine Plissee mit gleichfarbigem Atlas, sowie ein hoher à plissé gefalteter Bolant, welcher aus graugrünem und aus buntem Wollestoff zusammengesetzt und mit einer olivfarbenen Spitze begrenzt ist. Die Tunika aus einfarbigem Stoff ist mit buntem Stoff ausgestattet. Aus letzterem Stoff hat man die Taille gefertigt, welche vorn lahartig mit olivfarbener Spitze besetzt ist. Krage und Kermelrevers aus rothbraunem Sammet. In Bindungen aufgenähte Spitze, sowie Schleißen von Atlasband zieren die Taille. Gut aus englischem Strohgeflecht, mit rothbraunem Sammet, Spitze und Rosen garnirt.

### Literatur und Kunst.

Neue Dichtungen von Carmen Sylva. Der fleißigen Feder der königlichen Dichterin sind neuerdings wieder zwei bedeutende poetische Werke entflohen: eine Prosadichtung unter dem Titel „Ein Gebet“ (Berlin, Alexander Dunder), eine andere in gebundener Form, betitelt „Jehovah“ (Leipzig, W. H. Friedrich). Erstere, ein kurzer einbändiger Roman, zeichnet sich namentlich durch psychologische Feinheit in der Schilderung der besondern Formen aus, welche die Liebe in vier verschiedenen gearteten, einander sonst nahe verbundenen Naturen annimmt, und gipfelt in der Darstellung einer furchtbaren Verirrung, in welche unerweichte eifersüchtige Reizung ein lebensfähiges Mädchen hineintreibt.  
Das zweite Buch, „Jehovah“, gibt in enthusiastischer Sprache und wolkigenden, meist correct gebauten Versen die Sage von Ahasverus dem ewigen Juden, nach eigenartiger Auffassung der geistvollen Autorin. Ihr ist der Held der Dichtung ein von dämonischer Kraft erfüllter Zweifler an Gott, doch durch alle Lebenslagen und Formen mit zehrender Sehnsucht suchen, bis sich ihm endlich, nach unendlich leidensvollen Enttäuschungen, im feimenden und treibenden Naturleben eines schönen Frühlingstages wie im Anblick eines in uniger Liebe sich findenden Liebespaars Gott, „als das ewige Werden“ offenbart und den heißen Durst seiner suchenden Seele sättigt.  
Demjenigen Theile des deutschen Publicums, welcher Werth darauf legt, die Werke seiner Lieblingsdichterin in äußerlich glänzendem Gewande, womöglich reich illustriert von tüchtigen Künstlern zu besitzen, wird es erfreulich sein, zu erfahren, daß die Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) der von ihr vor Jahren veröffentlichten, glanzvoll ausgestatteten „Illustrirten Prosa-Ausgabe von Schiller's Werken“ jetzt, ermuntert durch den großen Beifall, den dieselbe gefunden, eine gleich prächtige Ausgabe von Goethe's poetischen und prosaischen Schriften publicirt. Vorzüglich deutsche Künstler, die mit der vollen Hingabe an ihre Aufgabe ein vielfach bewährtes Darstellungsvermögen verbinden, sind zur Illustration der Werke des Altmeisters gewonnen worden; die Auswahl wie die Aufgabe, den Text kritisch rein zu gestalten, liegt dem anerkannt ersten Goethekenner, Heinrich Dünker, ob: ihr Gesamtwirken offenbart sich in dem bereits veröffentlichten ersten, zweiten und dritten Hefte aufs Schönste und Befriedigendste. Wir zweifeln nicht, daß auch die so glänzend eröffnete Goethe-Ausgabe vom deutschen Publicum sympathisch werde begrüßt werden und sich gleich der Schiller-Ausgabe in vielen tausend Exemplaren über die deutschen und außerdeutschen Lande wie ein immer von Neuem besuchter Strom ergehen werde. Der Preis ist ein geringer: für die dreiwöchentlich erscheinende Lieferung 50 Pfennige. Fünfundsiebzig Lieferungen werden das ganze Werk abschließen. Wir werden beim Fortgange dieses schönen Unternehmens auf dasselbe zurückkommen.  
Die Sammlung von „Fach-Lexika“, welche das Bibliographische Institut zu Leipzig veröffentlicht, hat u. A. neuerdings einen recht werthvollen Zuwachs erhalten in Adolf Stern's Lexikon der deutschen Nationalliteratur. Der Verfasser, selbst Dichter von Ruf und seit dreißig Jahren auf fast allen Gebieten der Dichtkunst mit Erfolg thätig (noch seine beiden letzten Romane „Die letzten Humanisten“ [1880] und „Ohne Ideale“ [1882] waren Kunstwerke von nicht gewöhnlichem Werth), gibt ein höchst handliches und trotz der lexikalischen Form einseitiges und klares Gesamtgemälde von der Entwicklung der deutschen Literatur. Die Auswahl der deutschen Dichter und Prosaischer, die als Träger der Literatur zur Behandlung kommen, ist eine sehr glückliche, von großem Takt und umfassendem Wissen zeugende, die Charakteristik derselben, trotz des engen Raumes, voll ausreichend, klar und präcis im Ausdruck und von hohem Gerechtigkeitssinn getragen. Werthvoll für die Gesamtheit ist ein größerer Artikel „Deutsche Sprache und Literatur“ mit einer trefflich orientirenden Tabelle, auf welcher die im Lexikon behandelten Schriftsteller unter Hauptzeiträumen nach den Gattungen ihrer Werke übersichtlich eingeordnet sind; nicht weniger werthvoll sind auch zahlreiche Ergänzungsartikel über Dichterschulen, Entwicklungsperioden u. c., desgleichen etwa 200 Artikel über die meist behandelten Stoffe und die mit denselben zusammenhängenden Motive der poetischen Literatur, — eine Zusammenstellung, die man in anderen Literaturgeschichten vergeblich sucht. — Dem Buche ist eine außerordentliche Verbreitung zu prophezeien.